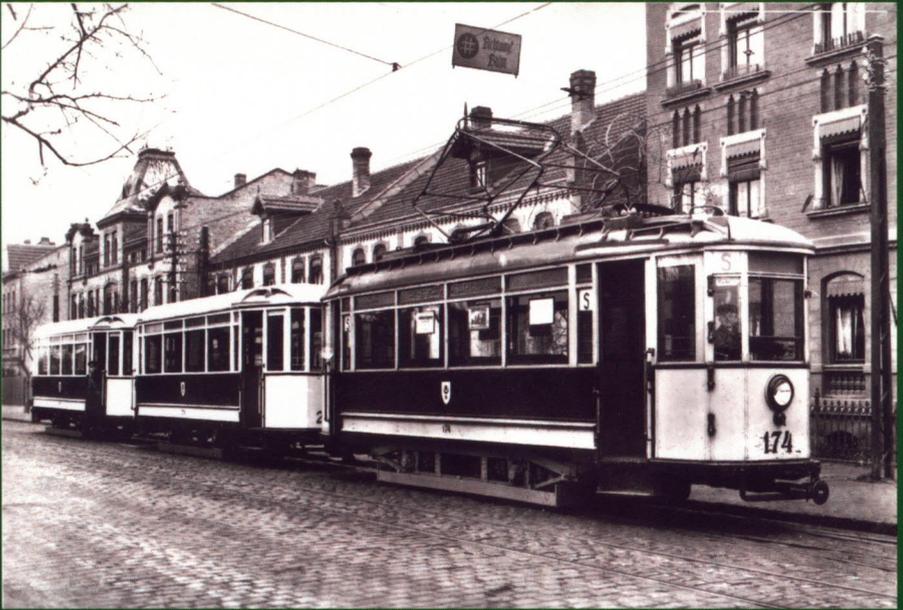


Werner Gutjahr
Mit der Straßenbahn durchs
Geiseltal



Die letzte Fahrt
- Abschied von der Linie 33 -



Verlag Rockstuhl

Werner Gutjahr

Mit der Straßenbahn durchs
Geiseltal

Die letzte Fahrt
- Abschied von der Linie 33 -

 Verlag Rockstuhl

Impressum

Umschlaggestaltung: Harald Rockstuhl

Titelbild: Triebwagen Nr. 174 [Baujahr 1927 bzw. 1928] aus der Serie 161–180, sowie der Beiwagen Nr. 278/277 aus der Serie 271–290 in der Merseburger Straße vor dem Betriebshof Ammendorf. Sammlung: Archiv VEB Waggonbau Ammendorf.
Wir danken Dr. Werner Conrad, der uneigennützig das Titelfoto zur Verfügung stellte.

Bisherige Auflagen:

Im Verlag Doris Mandel erschien dieses Buch als Taschenbuch im März 2002 in der Reihe Dokumentation, unter dem Titel: „Die letzte Fahrt“.

Das Buch hatte damals die ISBN 3-933230-06-3.

Lektorat, Satz und Gestaltung wurden vom Verlag Doris Mandel erstellt und für diese Ausgabe übernommen. Mit freundlicher Genehmigung des Verlages Doris Mandel, Halle (Saale)

2. Auflage 2006 | 3. Auflage 2010 im Verlag Rockstuhl

4. Auflage 2016

ISBN 978-3-934748-37-8

Druck und Bindearbeit: Digital Print Group Oliver Schimek GmbH, Nürnberg/Mittelfranken
Gekauft, gescannt und als PDF erstellt von Willi77 aka krisch64!
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier nach ISO 9706

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Verlag Rockstuhl

www.verlag-rockstuhl.de

Inhaber: Harald Rockstuhl

Mitglied des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels e.V.

Lange Brüdergasse 12 in D-99947 Bad Langensalza/Thüringen

Telefon: 03603 / 81 22 46 Telefax: 03603 / 81 22 47

www.verlag-rockstuhl.de

VORWORT

Wenn man überhaupt eine Straßenbahnlinie als „volkstümlich“ bezeichnen kann, so trifft das auf die Linie 33, die ehemalige Geiseltallinie im Landkreis Merseburg zu. Mehrmals musste diese Strecke dem Tagebaubetrieb weichen. Erst als 1958 die Bagger unmittelbar hinter den Häusern standen, wurde sie - bis auf den kleinen Rest Merseburg - Kötschen - „zurückgebaut“. Sämtliche Dörfer, durch die einst die Bahn zwischen Frankleben und Mücheln gefahren war, gibt es nicht mehr. Geblieben ist eine riesige Grube - der künftige Geiseltalsee. Für die Fahrgäste, zumeist Braunkohlenskumpel und ihre Familien, war es selbstverständlich, dass die Bahn so ziemlich alles beförderte. Sie kamen mit Körben voller Obst und Gemüse, mit einem quiekenden Ferkel oder einer quakenden Gans im Rucksack oder mit irgendeinem Möbelstück. Unter Gelächter und scherzhaften Bemerkungen wurde ihnen bereitwillig Platz gemacht. Die Schaffnerinnen waren beim Einsteigen behilflich und die Fahrer hielten mitunter wegen eines lahmen Mütterchens oder eines Schulkindes auf freier Strecke an. Und wenn sich unterwegs ein Hindernis auf der Strecke bemerkbar machte oder eine Störung ereignete, half auch ein jeder der Passagiere, so gut er konnte. Es schien, als habe der bevorstehende Verlust der Heimat in diesen Menschen Tugenden wie Rücksichtnahme und Hilfsbereitschaft freigesetzt, die heute wieder so bitter notwendig wären.



Die Linie 33 in Frankleben. Der Triebwagen 649 A war ein für diese Strecke typischer Straßenbahnzug.

EINE GANZ KURZE PRÄAMBEL

Eigentlich war s i e schuld - dieses neunzigjährige Prachtstück, die Konfirmationsuhr meines Vaters. „Fang mit mir an!“ schien sie mich aufzufordern, während ich sie anstarrte und über den ersten Satz grübelte.

Behutsam steckte ich die silberne Uhr mit dem Kaiserbild in die Tasche meiner Diensthose. Noch zwölf Minuten bis zur Abfahrt. Alles war wie immer: Meine Schaffnerin schwatzte am Bratstand mit dem „Waldkater“, der gerade Holzkohle aufschüttete und dann mit einem schnuddeligen Handtuch über seine Glatze wischte. Vor der Tivoli-Ruine traktierte ein alter Mann seinen Leierkasten, auf dem ein kleiner Affe hockte, der vorsichtig Münzen aus den Händen der Zuhörer nahm. Vom Bahnhof schallte der langgezogene Pfiff einer Dampflok herüber. - Und doch war alles anders an jenem Juni-morgen: Ich fuhr nämlich zum letzten Mal eine Straßenbahn von Merseburg nach Mücheln und zurück bis zum Depot Frankleben, wo mich ein Ablöser erwarten würde. Obwohl ich bisher meine Arbeit nur als Mittel zum Zweck des Gelderwerbs betrachtet hatte, beschlich mich nun doch Wehmut. Immerhin hatte ich fast ein Jahrzehnt lang auf dem zugigen Perron gestanden und die Messingkurbeln auf dem Fahrerpult gedreht - im Sommer schweißgebadet, im Winter verpackt in Filzstiefeln und dicken Mantel hinter gefrorenen Scheiben, die ich mit Kochsalz abtauen musste. Es gab Tage, da blieben nur Liebespaare hier vorn stehen. Aber wenn es zu Fußballspielen ging, zum Pfingstbier oder gar zum Bergmannstag, wurde ich mitunter so eingekellt, dass ich am liebsten die Ellenbogen gebraucht hätte, um mir Platz zu verschaffen - aber oft genug entdeckte ich dann einen schönen Busen, dem ich nicht weh tun wollte.

Zwei Polizisten, einer führte einen riesigen Hund, gingen vorüber und suchten misstrauisch die Wagenfenster ab. Schwarzglänzende Gummiknüppel baumelten an ihren Schenkeln. Meine Schaffnerin schnitt eine Grimasse und zeigte mit dem Daumen über ihre Schulter, dann tippte sie auf ihr Handgelenk.

„Noch fünf Minuten, Betty!“ rief ich und versank wieder in meine Grübeleien: Wie wird die neue Arbeit sein? - Mein erster Eindruck war keineswegs der beste gewesen: „Lokführer willst du werden?“ hatte der dicke, rotgesichtige Kaderleiter gefragt und zynisch gelächelt. „Da musst du mindestens ein Jahr in die Gleisbrigade, eine Zeitlang auf Kippe, selbstverständlich in die Partei - und dann, Kollege, können wir vielleicht drüber reden!“

Am liebsten hätte ich dem Dicken die silberne Grubenlampe, die hinter ihm unter einer roten Fahne hing, an den Kopf geworfen.

„Der Kerl ist wohl verrückt geworden!“ grollte am nächsten Morgen der Tagebauleiter, als er bei mir auf seinem Stammplatz, links neben dem Fahrschalter, stand. „Wir haben keine Leute, und der redet solchen Stuss. Morgen kommst du zu mir, da regeln wir alles!“

Fast vier Wochen waren seitdem vergangen, aber noch immer verfolgte mich das zynische Grinsen dieses Mistkerls.

Pünktlich auf die Minute zog ich kräftig am Glockenriemen und blickte noch einmal nach hinten, wo eine junge Frau und ein kleines Mädchen gerannt kamen.

„Langsam, langsam!“ rief ich und winkte beruhigend. Betty half der Kleinen beim Einsteigen und nahm der schwer atmenden Frau ihre Reisetasche ab. Dann gab sie das Abfahrtsignal. Rumpelnd und quietschend fuhr die Bahn durch die enge Kurve am „Gasthaus zur Linde“ die Weißenfelder Straße entlang Richtung Leunaweg. Hinter dem Nulandtplatz kam die junge Frau mit Tochter und Reisetasche auf den Perron.

„Bitte, ich möchte in Merseburg-Süd aussteigen“, sagte sie, als ich mich halb umdrehte. Sie hatte rötliches Haar und helle Augen, die stumpf wirkten; ihre Stimme war straff wie die einer Lehrerin.

„Da haben Sie noch etwas Zeit“, antwortete ich und lächelte der Kleinen zu, die neugierig zu mir hochblickte. Auch sie hatte kastanienfarbenedes Haar, aber ihre großen Augen strahlten.

„Allerdings gibt es in ‚Süd‘ mehrere Haltestellen - vielleicht kann ich Ihnen helfen?“

„Oh, das wäre nett! Meine Eltern sind nämlich erst vor kurzem von Benndorf hierher gezogen, in einen Neubau. Wegen der Auskohlung - wissen Sie! In Benndorf haben wir ein kleines Haus bewohnt, das war von wildem Wein umrankt. Von der Fliederhecke dahinter holte sich zum Muttertag das halbe Dorf Sträube. - Jetzt steht im Garten ein Bagger, und das Haus hat keine Türen und Fenster mehr.“

„Tja, die Umsiedlung trifft viele hart!“

Meine Stimme klang bitter.

„Einfach so alles im Stich lassen müssen - darüber kommt man so leicht nicht weg.“

„Das klingt ja, als wären Sie auch betroffen?“

Aufmerksam sah sie mich an.

„Nicht direkt, aber - verdammt noch mal!“

Ich musste scharf bremsen, weil plötzlich ein Leiterwagen mit Bierfässern auf das Gleis fuhr. Streusand knirschte unter den Rädern, und ein eigenartiger Brandgeruch stieg von den Schienen auf und zog in den Perron. Wenn sich die Kleine nicht festgehalten hätte, wäre sie gefallen. Ich traktierte pausenlos die Glocke. Entlang der Straße wurden Fenster geöffnet. Ein Radfahrer rief dem Kutscher etwas zu, doch den schweren Pferden mit ihren gestutzten Schwänzen schien es auf dem Gleis zu gefallen. Mir blieb nichts anderes übrig, als zu läuten und im Schritttempo hinterherzufahren. Endlich zog das Gespann nach rechts. Der Kutscher lehnte in einer Ecke der Schoßkelle und schlief.

„Nur gut, dass wenigstens die Pferde einsichtig waren!“ sagte ich grinsend. Auch die junge Frau lächelte, obwohl ihr der Schreck noch in den Gliedern saß.

„Das war unverantwortlich von dem Mann!“ empörte sie sich.

„Vielleicht hatte er ‘ne anstrengende Nacht“, antwortete ich, bemüht das Lachen zu unterdrücken.

„Ach Sie!“ sagte die rotblonde Schöne verlegen und wechselte vorsichtshalber das Thema. Sie wollte wissen, wieso mich die Auskohlung interessiert. ‘Sie mal

einer an...’, dachte ich.

„Zwar werde ich nicht umgesiedelt“, stillte ich ihre Neugier, „aber da die Bahn nur noch einige Monate bis Mücheln fährt, habe ich mir andere Arbeit suchen müssen.“

„Und waren Sie fündig?“

„Das schon...“ Ich zuckte mit den Schultern und starrte auf den ehemaligen Exerzierplatz, der sich in eine Riesenbaustelle verwandelt hatte. Zwischen Mauersteinen, Dachziegeln und Betonröhren türmten sich gelbe Kiesberge und graue Zementsilos. Aus einer Baugrube, über der eine Staubwolke schwebte, drang das Dröhnen einer Planierraupe. Zimmerleute mit breitkrempigen Hüten luden Balken und Dachsparren von einem Lastzug. Ich zeigte auf einen Neubau, wo Arbeiter eine Richtkrone befestigten.

„Sehen Sie dahinter die Häuser? Dort könnten ihre Eltern wohnen.“

„Oh, vielen Dank!“

Sie schärfte der Kleinen ein, sich gut festzuhalten und zog die Reisetasche in die Nähe der Tür.

„Immer mit der Ruhe“, sagte ich. „Sie steigen aus, und ich reiche Ihnen Ihr Töchterchen und die Tasche.“

Hinter „Süd“ begann der „eigene Bahnkörper“, wie es damals nicht ganz korrekt in der Straßenbahnersprache hieß. Das Gleis ähnelte jetzt einer normalen Zugstrecke mit Schotterbett, Holzschwellen und Kopfschienen, nur dass die Spurweite nicht 1435 Millimeter wie bei der

Reichsbahn, sondern nur 1000 Millimeter betrug. Ein Eigener Gleiskörper war der Traum aller Straßenbahnfahrer, weil hier keine Fremdfahrzeuge oder lebensmüden Fußgänger den Betrieb behinderten. Als die Bahn rumpelnd über eine uralte Weiche fuhr, sagte Betty, die



Hinter Merseburg-Süd begann der eigene Bahnkörper

schon eine Zeitlang an der Innentür lehnte:

„Schauke meine Fahrgäste nicht so durcheinander!“

„Dass du dich auch wieder mal hier vor traust?“ knurrte ich sie an. „Ich hätte tot sein können, wenn ich vorhin auf den Bierwagen gefahren wäre!“

Bettys großer Mund zog sich in die Breite, und ihre Augen wurden eng.

„Du warst so mit der Rothaarigen beschäftigt, dass du mich gar nicht bemerkt hast. Solche Weiber kannst du

ja nie genug hier vorn haben. Die war bestimmt auch auf der Suche.“

Ich nickte zerknirscht und sang nach einer Weile:
„Hab mein Wage vollgelade, voll mit jungen Mädchen.
Als wir zu dem Tor neinkamen, sangen sie durchs Städtchen.
Drum lad' ich all mein Lebetage nur junge Mädchen auf mein Wage...“

Betty schniefte verächtlich und blätterte in ihrer Fahrscheinmappe. Auf junge Frauen oder Mädchen auf dem Perron reagierte sie wie der Truthahn auf ein rotes Tuch. Nachdenklich blickte ich zum Zscherbener Schilf hinüber, das die Geisel auf ihrem Weg zum Gotthards-teich durchfließt. Zwei Rotmilane kreisten am blauen Himmel, den nur wenige Wolken bedeckten. Siebzehn Wassermühlen soll die muntere Geisel einmal angetrieben haben. Nur wenige waren übriggeblieben, aber auch die nutzten die Wasserkraft nicht mehr. Jetzt quälte sich der Bach als billiger Entsorger für Kohlenschlamm, ölige Abwässer und Gülle aus den Landwirtschaftsbetrieben durch das Tal. Auch Betty starrte zum wogenden Schilfmeer hinüber, wobei sie gelegentlich die Lippen bewegte. „Habt ihr als Kinder oft an der Geisel gespielt?“ fragte ich in die Stille, die nur von dem Klick-Klack der Schienenstöße und dem Miauen der Greifvögel unterbrochen wurde. „Die muss doch in Naundorf direkt an euerm Garten vorbeigeflossen sein?“

Ich wusste, dass Betty gern von dieser Zeit schwärmte und dabei in ihren heimischen Dialekt fiel. Zuerst sah

sie mich misstrauisch an, doch dann nickte sie versonnen.

„Wir hatten sogar eene Tür hingehängt im Zaun, damit wir Jießwasser holen konnten. Am liebsten sind wir über die Jeesel gesprungen. Manchmal plumpsten wir ins Wasser, weil die Wäschestütze im Schlamm stecken geblieben war. Aber davon weißt du ja nichts!“

„Da irrst du dich, meine liebe Betty! Nicht weit von unserem Haus mündete nämlich die Elster in die Saale. Es gab dort stille Flussarme, wo wir angelten oder ein Floß bauten. Und einmal wäre auch ich beinahe in die Geisel gefallen.“

„Du?“ fragte Betty ungläubig. Sie hielt mich wohl für unverwundbar. Ich nickte.

„Diesen Januartag werde ich wohl nie vergessen. Als ich gegen halb Vier aus der Haustür kam, konnte ich vor Nebel nicht die Hofmauer erkennen. Draußen sah ich dann überhaupt nichts mehr und streckte die Arme aus, um wenigstens etwas zu ertasten. Nach einer Weile spürte ich Zaunlatten und atmete auf. Ich war also auf dem richtigen Weg. Zwar wunderte mich, dass der Boden mitunter recht uneben war, aber ich vertraute den Latten. Ich tastete mich an ihnen entlang und hörte plötzlich Wasser gurgeln und gluckern: die Geisel! Zu spät!! Wütend zog ich die Füße aus dem Geiselschlamm; die vollgesogenen Filzstiefel schmatzten bei jedem Schritt. Als ich endlich im Depot ankam, waren die Hosenbeine steif gefroren, und der Mantelsaum hatte eine Eiskruste.“

„Darüber hast du nie gesprochen!“ Bettys Lippen zuckten.

„Du kennst das ja: Wer den Schaden hat... - Aber das war erst der Anfang meiner Pechsträhne. Gegen Dienstende hatte sich zwar der Nebel verzogen, doch es war bitterkalt geworden. Der Schnee knarrte unter meinen Filzstiefeln; in den Gärten lagen erfrorene Vögel, meine Ohren schien der Frost mit Nadelstichen zu foltern. Da ich nur eine leichte Schirmmütze trug, presste ich die Hände gegen meine zwickenden Ohrmuscheln. Schließlich band ich meinen Schal über den Kopf und stülpte die Mütze darüber. Als ich zu Hause die Vermummung abwickelte, spürte ich, dass irgend etwas nicht stimmte. Ich stellte mich vor unseren alten Konsolenspiegel und sah, dass meine Ohren kalkweiß waren. Sie klapperten, als ich dagegenklopfte. In Panik holte ich einen Kochtopf aus dem Küchenschrank, rannte damit auf den Hof, schaufelte Schnee hinein und massierte damit meine Ohrmuscheln. Als das Gefühl zurückkam, sprang und stolperte ich vor Schmerzen wild durchs Zimmer, wobei ich den kostbaren Spiegel in einen Scherbenhaufen verwandelte.“

Betty stand kurz vor einem Lachanfall.

„Ich kann das heute noch nicht komisch finden!“ sagte ich beleidigt. „Das war nämlich noch nicht alles: Am selben Abend teilte mir meine Verlobte mit, dass sie mit meinem besten Freund zum Wintersport fährt.“

Letzteres machte auf Betty offensichtlich wenig Ein-

druck. Ihre Lippen und Mundwinkel zuckten immer noch, und dann platzte sie heraus:

„Ob sich die Weiber wohl auch dann noch auf dem Peron drängeln würden, wenn du keine Ohren mehr hättest?“

Da hatten wir es also wieder einmal geschafft und waren bei unserem Thema Nummer Eins gelandet. Ich kannte das. Wenn ich jetzt nicht gegensteuerte, war Betty die ganze weitere Fahrt über nicht mehr zu halten und ich müsste mir gefallen lassen, dass sie ihren Spott über mir ausgießt. Also fragte ich so unbeteiligt wie möglich:

„Hattet ihr in Naundorf auch Schlafburschen?“

Betty sah mich verdutzt an und antwortete nach einer Weile unwillig:

„Während des Krieges wohnten Dienstverpflichtete bei uns. Wieso?“

„Nur so...“

„Wir nannten sie Logierherren - das klang vornehmer. - Awwer meine Mutter hat oft von Schlafburschen erzählt, die in den zwanziger Jahren bei uns wohnten. Harte Kerle müssen das jewesen sein! Kost und Logis haben die immer pünktlich jezahlt, aber ein Teil ihres Lohnes blieb in der Kantine neben der Brikettfabrik hängen, wo auch immer irjendwelche Weiber waren. - Awwer wohljefühlt ham die sich bei uns: denn im Winter wurden jede Woche zwee Schweine jeschlachtet, und in der Scheune wurde eene große Tafel offjebaut, wo Jehacktes, Wellfleisch mit Sauerkraut und frische Wurscht serviert wur-

de. Und einen jesunden Appetit hatten die! Sojar von dem Kessel Wurschtsuppe ist nischt übriichjeblieben. - Mein Jott, wer damals behauptet hätte, dass de Dörfer eenmal wegmüssen, den hätte man für blöd jehalten!“



Zwischen Merseburg-Süd und Kötzschen

„Und warum hast du dir nicht so einen Logierherren gelangt?“

„Idiot“, fauchte Betty.

Kurz vor Kötzschen, wo der eigene Bahnkörper in Rillenschienen übergang, stauchten plötzlich die Räder über einen harten Gegenstand. Ich hielt den Wagen an, sicherte die Handbremse mit einer Kette und zog den Weichensteller, eine Art langes Brecheisen, aus der Halterung neben der Außentür.

„War das’n Schienenbruch?“ fragte Betty, als wir hinter dem Wagen das Gleis absuchten.

„Tja...“ Ich hob die Schultern. „Irgendwie hat es sich anders angehört.“

Verursacht hatte die Staucher eine Stahlkugel, die sich in der Rille festgeklemmt hatte und sich erst nach ein paar Stößen mit dem Weichensteller lockerte.

„Die ist aber schmierig!“ sagte Betty, die neben mir stand.

„Ob das Kinder waren?“

„Möglich“, antwortete ich unbestimmt. „Aber ebenso gut kann sie von einem Fahrzeug stammen.“

Die glänzende Kugel nahm ich mit und legte sie auf das Fahrerschalterpult.

Vor der Kirche verminderte ich die Geschwindigkeit. Vor langer Zeit wurde hier ein Kind überfahren, und obgleich keiner mehr genau wusste, wie sich das Unglück zugetragen hatte, kursierten noch immer haarsträubende Gerüchte. Als die Bahn quietschend durch die Kurve fuhr, rannte ein schwarzer Hund mit eingeklemmtem Schwanz jaulend in eine Torfahrt neben dem Gasthaus. Mit glühenden Augen blickte er dem rumpelnden Ungeheuer nach.

In B e u n a stiegen zwei junge Frauen mit Rosensträußen zu.

„Einer hätte mir genügt!“ empfing ich sie.

Die beiden kicherten, dann sagte eine von ihnen:

„Haben Sie heute Geburtstag?“

Sie hatte große, dunkle Augen und wurde rot, als ich sie über die Schulter anblickte. Die andere, blond, blauäugig, mit leicht vorstehenden Wangenknochen, zog eine

Rose aus ihrem Strauß und legte sie auf den Fahrschalter. „Weil morgen Feiertag ist!“ sagte sie mit angenehm hei-



Gleisreste in Oberbeuna

serer Stimme. Ja natürlich - morgen jährte sich ja zum fünften Mal der 17. Juni! Jetzt wurde mir auch klar, warum heute so viele Polizisten unterwegs waren.

„Von wegen Feiertag. Für unsere Schwestern und Brüder dort drüben ja, aber was haben wir davon?“ antwortete ich halblaut und legte den Zeigefinger auf die Lippen, als die Blonde zu einer Erwiderung ansetzte. Die junge Frau sah sich erschrocken nach allen Seiten um - dann unterhielt sie sich mit der anderen über Postergarnituren und ein neues Waschmittel, über eine Rosi, die zum drittenmal schwanger war mit ihren zwanzig Jahren, und über einen Heinz, der schon wieder eine an-

dere hatte, diesmal eine Bauerntochter aus Gröst.
Plötzlich wirbelte ein Windstoß Kohlenstaub und Flug-
asche, die auf den Lippen kleben blieb, in den Perron.
Rauchgas kratzte in der Kehle und reizte zum Husten.
„Verdammte Sauerei!“
Schnell schob ich die Außentür zu und blickte böse zur
Brikettfabrik hinüber, aus deren Schloten unförmige
schwarze Wolken quollen. Windböen jagten Rieselskohle
und vereinzelt Regentropfen gegen die Fenster; auf den
Scheiben bildeten sich schwarze Schlieren. Die jungen
Frauen suchten besorgt den Himmel ab.
„Ob das ein Gewitter gibt?“ fragte die mit den dunklen
Augen. Die andere hob die Schultern.
“Wer da Wäsche auf der Leine hat, kann gleich noch
mal von vorn anfangen. Sieh mal, was für schwarze
Wolken sich aufs Dorf zuwälzen! Von Kayna her scheint
auch die Grube unterwegs zu sein.“
„Wenn es ein Unwetter gibt, fahren sie beide eben bis
Mücheln mit!“ schlug ich vor.
„Sie haben gut reden!“ antwortete lachend die Blonde.
„Die Christel stirbt vor Angst beim ersten Donner-
schlag.“
„Hier haben sie nichts zu befürchten“, sagte ich und warf
der Verängstigten einen aufmunternden Blick zu. „Mit
meinen starken Armen werde ich sie vor Blitz und Don-
ner schützen.“
„Ein schöner Trost“, spottete die Blonde, während Chri-
stel noch immer den Himmel absuchte, der stellenweise

wieder lichter geworden war. Ich hatte sie aus den Augenwinkeln beobachtet und sagte:

„Sehen Sie, eine unnötige Aufregung um Wind und Kohlendreck - mehr war es nicht. Meine Großmutter hatte auch so schreckliche Gewitterangst. Ich musste mich immer möglichst weit weg vom Herd stellen und durfte kein Messer, keinen Löffel oder irgendeinen anderen Metallgegenstand anfassen. Das alles könne die tödlichen Blitze anziehen, pflegte sie zu sagen. Es war gar nicht so einfach, einen gewittersicheren Platz in ihrer engen Stube zu finden.“

„Und Sie haben natürlich nie Angst gehabt!“ sagte Christel und wurde wieder rot.

„Na, du alter Funkenkutscher!“ schallte es plötzlich durch den Perron. Im Türrahmen stand wie ein aufgeplusterter Spatz Anton und genoss seinen Auftritt.

„Du hast mir gerade noch gefehlt!“ knurrte ich unfreundlich und wünschte, der Kerl wäre in der dunkelsten Ecke der Hölle. Anton lachte dreckig. Seine listigen Knopfaugen musterten schnell die jungen Frauen, dann stellte er sich neben mich und sagte großspurig:

„Heute habe ich mir in der Aue ein Häuschen angesehen! Dazu ein schöner Garten und ein massiver Stall - alles spottbillig!“

Theatralisch küsste er die Kuppen von Daumen und Zeigefinger und sah mich abwartend an. Ich nickte nur kurz und starrte auf das Gleis, als gäbe es wunder was dort draußen zu sehen. Auch die jungen Frauen verstumm-

ten. Auf dem Perron waren nun nur noch die Geräusche der Fahrmotoren und das Klappen der Schienenstöße zu hören. Fast körperlich spürte ich, wie Anton mich anstarrte und fragte schließlich:

„Müsst ihr denn auch schon raus?“

„Das nicht, aber vorsorgen ist besser als nachsehen.“

Wieder nickte ich und blickte zur Bahnstrecke hinüber, wo soeben ein Personenzug langsam über die Straßenbrücke fuhr. Aus einem Fenster lehnte ein Junge und winkte. Als ich ein paarmal läutete und zurückwinkte, drehte er sich herum, worauf sich eine junge Frau aus dem Fenster beugte und grüßend die Hand hob.

„Du hast aber Chancen!“

Anton grinste und zeigte auf die Siedlungshäuser vor der Poliklinik F r a n k l e b e n.

„Das waren die ersten!“

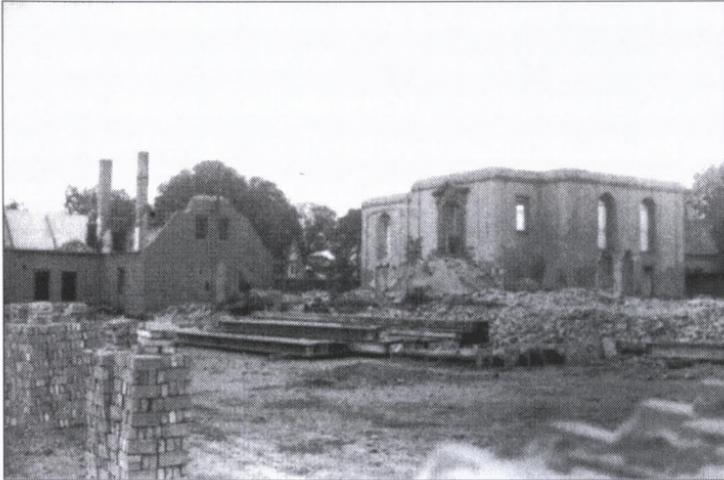
„Was für erste?“ fragte ich unwirsch und musterte misstrauisch den dicken Wicht, der nicht nur ein linientreuer Genosse war, sondern obendrein noch drei seiner Kollegen denunziert haben sollte.

„Na, die wegen einer sogenannten Ortsverlegung gebaut wurden!“

„Ja, das stimmt“, gab ich widerwillig zu. „Damals wurde ja Runstedt überbaggert.“

Mit dem Mittelfinger meine Augenbraue massierend, fügte ich hinzu: „So um 1930 muss das gewesen sein. Heute weiß kaum noch jemand, dass zwischen Frankleben und Großkayna dieses Dorf lag.“

Anton blickte noch immer zu den Häusern hinüber. „Für die Menschen damals muss der Abbruch ihres Dorfes etwas Schreckliches gewesen sein“, sagte er nachdenklich. Am liebsten hätte ich erwidert, dass die noch keine Genossen hatten, die alle Probleme programmgerecht lösten, aber ich sagte nur: „Ich las mal in einer alten Zeitung darüber. Von klaffenden Wunden und gespenstischen Häuserruinen war da die Rede, von Baggerungetümen, die alles vernichteten, was sich ihnen in den Weg stellte. Sensationen waren schon immer gefragt, genau wie...“



*1929/1930 wird, wie hier die Kirche und ein Wohnhaus,
ganz Runstedt abgerissen.*

„Warte mal, da will noch jemand mit!“ rief plötzlich Christel und zeigte auf eine ältere Frau, die nicht über die Straße konnte, weil Polizeiautos mit Blaulicht angerast kamen.

„Eure Freunde und Helfer!“ Anton sah sich grinsend um, aber keiner sagte etwas. Doch Anton gab sich so schnell nicht geschlagen.

„Kann mir jemand sagen, wo die hinfahren?“ fragte er lauernd. „Vielleicht ist das wegen morgen und die haben jemanden auf dem Kieker?“

Ich stellte mich taub, und die jungen Frauen hatten nur Augen für den Park und das von Bäumen halbverdeckte Schloss jenseits der Geisel. Endlich schien Anton einzusehen, dass er uns nicht provozieren konnte, zumal die Frau inzwischen im Wagen war, ich die Handbremse gelöst hatte und nach kurzem Läuten anfuhr.

„Ja, ja“, murmelte er vor sich hin, „in Runstedt muss damals allerhand los gewesen sein.“

„Eigentlich in der ganzen Umgebung“, antwortete ich grimmig, während ich darüber nachdachte, was der Zinker bezweckte. „Dass mitten im Frieden ein ganzes Dorf dem Erdboden gleichgemacht wird, das ist für viele unvorstellbar.“

„Wie: ist?!“ meinte Anton spitz.

„Ich meine: war.“ Ich schmunzelte. „Das *war* damals für viele unvorstellbar. Den Krieg hatte man überlebt, und im Frieden verlor man nun alles. Ich weiß noch ziemlich genau, was in der Runstädter Chronik zu lesen stand, wie man die Kirche zum Abschied geschmückt hatte und zu ihren Fenstern die Dächer der benachbarten Gebäude hereinlugten wie Gespenster. Die waren bereits von Ziegeln entblößt. Überragt wurden sie von einem gieri-

gen Bagger, der die Zeit nicht erwarten konnte, um sein Zerstörungswerk zu vollenden. So etwa stand es da“

Anton nickte anerkennend:

„In Heimatkunde scheinst du ein As gewesen zu sein!“

„Nix mit Heimatkunde. Da haben wir so was nicht gelernt. Aber wenn ich eine alte Chronik in die Hände bekomme, vergesse ich Essen und Trinken. - Sag mal: Die Bahnstrecke bei euch am Negerdorf vorbei, muss die nicht auch bald weg? Was das kostet!“

Anton grinste.

„Was meinst du, was erst der Damm durch den ausgekohnten Tagebau zwischen Frankleben und Braunsbedra kosten wird? Auf den sollen ja mal eine Straße, die Reichsbahngleise und ein neues Geiseltbett gebaut werden.“

Als ich Anton skeptisch anblickte, reckte er sich und sagte:

„Was die Partei sich vorgenommen hat, wird realisiert!“

„Wieviel Familien wohnen eigentlich noch in den Baracken?“ fragte ich, um weiteren propagandistischen Ergüssen zu entgehen.

„Im Negerdorf meinst du?“ Wieder reckte er sich. „So schnell ziehen wir dort nicht weg, wo's jetzt so viel zu holen gibt. Das Geld liegt in den Abbruchdörfern! Außerdem ist erst jetzt mal was los bei uns, seit sich die von der Bauunion einquartiert haben.“

„Vorgestern habe ich ein paar von der Truppe kennengelernt“, sagte ich. „Als ich gegen Mitternacht mit dem

Personalwagen von Mücheln -“

Ein ohrenbetäubendes Quietschen hinderte mich am Weitersprechen. Die verdammte Pelzbergkurve! Sicher hatte dieses Geräusch auch die Nerven unseres braven Hans strapaziert, sonst hätte er nicht im Dienstunterricht vorgeschlagen, unter dem Wagenboden ein Wasserfass mit Abstellventil zu montieren, das er in jeder Kurve öffnen wollte, um so den Fahrgästen und vor allem den Anwohnern das lästige Gequietsche zu ersparen. Zwar hatte sich der Kaiser-Wilhelm-Bart des Fahrbetriebsleiters gesträubt, aber schließlich stimmte er in das allgemeine Gelächter mit ein, zumal der wunderliche Knabe das richtige Gespür hatte: Steckten nicht viele für noch blödere Vorschläge dicke Prämien ein?

Als die Bahn aus der Kurve war, nahm ich den Faden wieder auf:

„Ich kam also von Mücheln, und bei Blauschmidts hielten mich ein paar von diesen Burschen an. ‘Kannst du einen Moment warten?’ fragte mich einer, der gut seine zwei Meter und Schultern wie ein Kleiderschrank hatte. ‘Wir haben nämlich eine Feier - so’n bißchen Ringelpietz, weißt du...’ - Da jedoch der Moment kein Ende nahm, ging ich schließlich in die verräucherte Kneipe, wo in irgendeiner Ecke laut und falsch eine Kapelle spielte. Nur schemenhaft sah ich die Tanzenden durch den Tabaksqualm. Plötzlich stand eine große, noch attraktive Frau, so um die fünfzig, im Türrahmen und blickte wild um sich. Als sie endlich ihre Tochter entdeckt hat-

te, die eng umschlungen mit einem langen Kerl tanzte, schrie sie: 'Schere dich Heeme zu deinem Bläkwanst, oder bildest du dir ein, ich bleib de ganze Nacht wach, während du hier rumhust?' - Die Schöne hatte es nicht eilig, dieser lautstarken Aufforderung nachzukommen. Dafür baute sich ein kleiner Glatzkopf vor ihrer wütenden Mutter auf und wollte unbedingt mit ihr tanzen. Die Ohrfeige, die sie ihm gab, war so heftig, dass er unter einem Tisch landete, auf dem Biergläser umkippten, deren Inhalt auf ihn herabrieselte.“

„Da kannst du dir vorstellen, wie die es bei uns treiben“, japste Anton zwischen zwei Lachsalven. Auch die jungen Frauen konnten sich kaum beruhigen.

„Endlich hatte ich meine 'Fahrgäste' aus der Kneipe“, erzählte ich weiter. „Fast alle waren voll bis zum Eichstrich; einer vergaß sogar in Naundorf das Aussteigen und kam erst in der Wagenhalle zu sich. - Prompt fragte mich gestern der Schnauzbart, ob was 'pissiert' sei, weil ich so spät gekommen war.“

„Vor dem scheint ihr ja tüchtigen Dampf zu haben“, sagte Anton und blickte mich neugierig an.

„Das lass unsere Sorge sein!“ antwortete ich abweisend. „Der Mann verlangt zwar viel, aber er ist gerecht.“

Als ich vorm Depot auf den Gegenzug von Mücheln wartete, kam Betty auf den Perron. Irgendetwas schien mit ihrem Geldwechsler nicht zu stimmen. Zuerst stocherte sie mit einem Bleistift darin herum, dann kramte sie aus ihrer Schaffnertasche ein kleines Messer und ver-

suchte es damit. Anton, der sie nicht gleich bemerkt hatte, schrie plötzlich:

„Sei mir gegrüßt, du schönste der Frauen!“

Betty funkelte ihn wütend an und sagte in dienstlichem Ton zu mir:

„Hat dieses Großmaul überhaupt einen gültigen Fahrausweis?“

„Was fällt dir ein!“ krächte Anton. „Eure Pfefferminzbahn habe ich noch um keinen Pfennig betrogen. Ich werde mich bei euren Chef beschweren!“

„Das dürfte dir nicht schwerfallen, du Schrumpfgenosse! Darin hast du ja Übung.“ sagte Betty scheinbar gelassen, aber ich spürte, dass sie vor Wut kochte.

„Werd bloß nicht politisch!“ schrie Anton noch ein paar Töne höher. „Sonst sprechen wir uns woanders!“

Betty wollte etwas erwidern, doch ich sagte grob:

„Nun gib schon den verdammten Wechsler her!“

Als sie den Tragriemen über den Kopf schob, zitterten ihre Finger. Vorsichtig nahm ich ihr das altersschwache Gerät ab. In einer der vier Blechhülsen, in denen sich Münzen türmten, die mit einem Hebel nach unten herausgedrückt werden konnten, hatte sich ein Groschen verklemmt. Mit einem kleinen Schraubenzieher angelte ich die Heftklammer eines Fahrscheinblocks heraus, und der Wechsler funktionierte wieder. Betty hatte unterdessen in ihrer ledernen Fahrscheinmappe geblättert und den „zwei Weibern“ verächtliche Blicke zugeworfen. Ich befürchtete schon, sie würden die nächsten Opfer ihrer

Angriffslust sein. Als der Gegenzug kam, atmete ich auf. Der Fahrer läutete kurz, schob die Mütze hoch und wischte mit dem Handrücken über die Stirn. Grinsend nickte ich ihm zu und löste die Handbremse. Anton war rot wie eine Tomate, wahrscheinlich hatte er den „Schrumpfgewissen“ noch nicht verdaut. Ich gab Betty den Wechsler zurück und warf ihr einen warnenden Blick zu. Sie tat zwar, als bemerke sie es nicht, aber sie verdrückte sich ins Wageninnere. Als ich am Depot vorbei-



Das ehemalige Depot Frankleben. Die nächste Haltestelle war Naundorf, wo heute die Uferzone des künftigen Geiseltalsees liegt.

fuhr, stand an einem offenen Fenster der Fahrbetriebsleiter und hielt eine riesige Taschenuhr in Augenhöhe. Ich hob die Schultern. Schließlich war es nicht meine Schuld, dass der Gegenzug ein paar Minuten Verspätung hatte. Hinter der Wagenhalle sah ich etwas Buntes

neben dem Gleis. Zwei Jungen suchten dort Kaninchenfutter, und als ich läutete, versuchten sie, einen prallen Sack aus dem Gefahrenbereich zu ziehen. Aber sie schafften es nicht, weil er irgendwo festhing. Als ich die Stelle fast erreicht hatte, ließen sie ihn liegen und rannten weg. Aus sicherer Entfernung beobachteten sie, wie ich ausstieg und den Sack zur Seite trug.

„Kommt schon her, ihr Helden!“ forderte ich sie auf, und zögernd gehorchten sie. „Ihr wisst doch, daß das verboten ist!“

„Hier wachsen aber so schöne Hundebumen“, antwortete der größere und schniefte aufgeregt, während der kleinere kaum den Kopf hob.

„Naja, wenn das so ist“, lenkte ich ein, „dann sucht eben einer Futter, und der andere passt auf, ob eine Straßenbahn kommt - verstanden?“

Die beiden nickten, und als ich einstieg, brüllten sie wie auf Kommando:

„Jawoll, Fahrer, so machen wir’s!“

Lächelnd drohte ich ihnen.

Zwei Männer kamen auf den Perron und ließen die Innentür offen. Unwillig dreht ich mich um und erkannte den Hünen, der mich in Geisleröhlitz angehalten hatte. Der strahlte mich an und sagte mit tiefer Stimme:

„Hallo, Kumpel! Heute abend haben wir ‘ne Fete im Negerdorf. Solche wie du sind immer willkommen!“

„Schieb erst mal die Tür zu!“ entgegnete ich. „Sonst hab ich morgen einen schiefen Hals. - Und eure Feten sind

mir ein bisschen zu sehr daneben.“

Wieder lachte der Kumpel dröhnend, während sein dürrer Begleiter auf Anton zeigte und sagte:

„Wieso ‘zu sehr daneben’? Frag mal den hier. Der schleicht sich immer bei uns ein und versucht zu nas-sauern.“

Anton starrte in die Kleingärten entlang der Strecke; seine Ohren waren puterrot. Solche Kerle müssen es gewesen sein, die in den zwanziger Jahren aus Schlesien, Bayern und Thüringen ins Geiseltal gekommen waren wie einst die Goldgräber nach Kalifornien, dachte ich und betrachtete respektvoll die schwieligen Hände und muskulösen Arme des Riesen. Als Schlafburschen oder mit ihren Familien suchten sie Unterkünfte in den Dörfern, die aus allen Nähten platzten. Die Wohnungsnot war katastrophal, die Schulen, ja selbst die Friedhöfe reichten nicht aus. Zwar besserte mancher Einheimische durch Untermieter seine Haushaltskasse auf, aber reich wurden nur die Kantinenwirte und manche Dorfkneiper. Besonders an Zahltagen waren die Theken bis zur Polizeistunde umlagert, und zum krönenden Abschluss gab es nicht selten eine Schlägerei. Kein Wunder, dass bei solch loseem Treiben die Mütter wie Glucken ihre Töchter bewachten, aber trotzdem von Jahr zu Jahr mehr Kinder geboren wurden, die ihre Väter nie kennenlernten. Vergeblich harrten sonntags die Pastoren ihrer sündigen Schäflein. Zwar klapperten auch noch zu späteren Zeiten Wassermühlen in den Dörfern, und an warmen Som-

merabenden traf sich die Jugend unter der Linde - aber seine Unschuld hatte das Geiseltal längst verloren.

„Gestern hat der krummbeinige Max seine Familie wieder mal mit'm Schlachtemesser durchs Dorf gejagt. Jedesmal, wenn der voll ist, zieht der so eine Schau ab.“

„Hauptsache, er hat sie nicht eingeholt“, meinte der Hühne und wischte sich mit einem karierten Taschentuch über seinen Nacken. „Die regen sich alle über uns auf, aber gegen die sind wir die reinsten Waisenknaben: Der eine sprengt seinen Hühnerstall mit Karbid in die Luft, obwohl er nur die Milben ausräuchern wollte, der andere rast mit dem Schlachtemesser hinter Weib und Kind her, und zwei Frauen sollen im Dorf wohnen, die sich jeden Mittwoch prügeln.“

„Sie sind ja gut informiert“, sagte lachend die Blonde, während der Hühne Christel musterte, die wieder herrlich rot wurde. Muss der die so anglotzen?! dachte ich verärgert und starrte zur ehemaligen Grube „Danneberg“ hinüber, wo soeben ein Abraumzug verkippt wurde. Das Krachen der Kippvorrichtungen drang bis in den Peron. Wagen für Wagen öffneten die Kipper; einer hatte ein langes Brecheisen geschultert. Weit ragte das Förderband des Absetzers in den ausgekohlten Tagebau und warf dunklen Mutterboden, gelben Kies und grauen Ton ab.

„Die haben schon allerhand zugefüllt“, sagte der Hühne und wischte sich wieder über den Nacken. „Ob da je wieder etwas wächst?“

Ich hob die Schultern.

„So viel wie früher bestimmt nicht!“

Am Ortsrand von N a u n d o r f schwenkte ein Löffelbagger Halbkreise; bis in den Perron drang das Aufheulen des Motors. Jedesmal, wenn er seine Last aus Ziegelsteinen und gesplitterten Holz fallen ließ, hüllte ihn eine Staubwolke ein. Noch überragte der Kirchturm die beginnende Zerstörung, und die Kneipe, deren dicker Wirt wegen einem Gast gar nicht vom Stuhl aufstand, lockte wie in alten Tagen Wanderarbeiter an, aber niedergerissene Lattenzäune, Trümmerberge und entwurzelte Bäume zeigten an, dass die Tage des Dorfes gezählt waren. Ich dachte an Bettys „Jarden“ mit der Tür „hingene in Zaun“: Nie wieder würden Kinder dort über die „Jeesel“ springen, nie wieder würde eine Wäschestütze im Schlamm steckenbleiben.

Anton verabschiedete sich nicht, als er ausstieg. Er trottete hinter dem Hühnen und dessen Kumpel her, bog dann aber ab zu den Häuserruinen.

„Dort lang geht's heimwärts!“ rief ich ihm nach und zeigte auf die rot-weißen Bahnschranken neben dem Stellwerk. Anton reckte sich und antwortete:

„Als künftiger Hausbesitzer kann man vieles gebrauchen!“

„Das war aber ein fieser Kerl!“ sagte die Blonde, während sie zu den Ruinen hinüberblickte. Ich zuckte mit den Schultern.

„Vielleicht wird man so, wenn man eine böartige Frau



*Die Kirche von Naundorf
in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts*

und die Stube voller Kinder hat.“

„Na, na, na...“, sagte die Blonde mit gespielt drohendem Unterton und Christel warf ein:

„Das klingt ja, als wollten Sie den in Schutz nehmen!“
Lächelnd schüttelte ich den Kopf und sagte:

„Zu beneiden ist der wirklich nicht. Weil er sich vergangenes Jahr geweigert hat, das fünfte Mal hintereinander zum Verkaufsstand zurückzurennen, um den Weihnachtsbaum umzutauschen, hat ihn seine Frau kurzerhand vor die Tür gesetzt, und so musste er die Feiertage in den gemütlichen Räumen seiner Kampfgruppe verbringen.“

Die Blonde lachte lauthals los:

„Recht so!“ rief sie.

„Sagen sie bloß, sie würden das auch machen?“ fragte ich und war wirklich ein bisschen erschrocken.

„Nicht, wenn ich keinen Grund hätte“, antwortete sie.

„Da haben wir's - wieder keine brave und anschmiegsame Hausfrau“, seufzte ich und Christel, in deren dunklen Augen ein kleiner Schalk hockte, fügte hinzu:

„Aber auch keine Xanthippe...“

„Wussten sie, dass dort drüben das Pfännerhaller Mammut gefunden wurde?“ sagte ich nach einer Verlegenheitspause. Die beiden schüttelten erwartungsgemäß die Köpfe.

„Zufällig kenne ich den Baggerführer, der die Knochen ausgegraben hat. Der alte Paul beherrschte meisterhaft seinen Bagger, und er kannte seinen Wert. Ein anderer

hätte wohl kaum gewagt, ein Stück Stoßzahn mit dem Fahrrad nach Hause zu transportieren und es seiner Frau zu zeigen.“

„Das Skelett steht doch in Halle im Museum?“ fragte Christel.

„Genau!“

Und wieder war ich baff.

Rechts der Strecke dehnte sich nun der Tagebau Neu-



mark. Unten blitzten die Stromabnehmer der E-Loks, und die Klangringe an den Wagenachsen klirrten stählern. Riesige graue Bagger hupen, wenn ein Zug rangieren oder abfahren sollte. Auf der untersten Sohle fuhr, gehüllt in eine rötliche Staubwolke, eine Planierraupe. Am Horizont qualmten die Schloten der Brikettfabrik. Links kamen die Gebäude der ehemaligen Zuckerfabrik in Sicht. Ich sah im Geist mit Rüben beladene Pferdewagen über das Kopfsteinpflaster des Hofes holpern; ich hörte die Dampfmaschine in dem alten Bruchsteinemäuer schnaufen und das Knarren der Ochsenespanne, die Kohle aus der Grube „Otto“ geladen hatten. Und eben diese Grube „Otto“ - vor hundert Jahren nicht grö-

ßer als ein Dorfteich - war die Wiege des Tagebaus Neumark, dieses Riesenlochs, das noch lange seine Grenzen nicht erreicht hatte und dem noch manche Dörfer würden weichen müssen.



Die Zuckerfabrik von Körbisdorf

An der Haltestelle vor der Fabrik wartete Gustav. Groß, hager, mit Jägerhut und Rucksack stand der Alte da, als hätte er einen Stock verschluckt. Beim Näherkommen bemerkte ich etwas Weißes, das sich über seinem grünen Hut bewegte und sich schließlich als Gänsehals entpuppte. Als Gustav einsteigen wollte, fing die Gans an zu schreien, als ginge es ihr ans Leben. Ich zeigte mit dem Daumen nach hinten:

„Sieh zu, dass du das Vieh ruhig kriegst, sonst bekommst du es mit Betty und den Fahrgästen zu tun!“

„Aber Gerd!“ Gustav wich nicht vom Trittbrett. „Ich stehe doch immer hier vorn.“

Ich nickte grimmig:

„Einmal hast du quietschende Ferkel in einem Reisekorb, ein andermal zerrst du eine Ziege rein, als wären wir auf der Schwäbischen Eisenbahn, es fehlt bloß noch, du bindest einen Jungbullen an die Haltestange hier mitten auf dem Perron. Und wenn du dich jetzt nicht hinter machst, fahre ich ohne dich und deine Gans!“

„Meine Trude ist doch ein braves Tier“, protestierte Gustav schwach und hatte es plötzlich eilig, den hinteren Perron zu erreichen.

„Passen Sie mal auf, was jetzt gleich passiert!“ wandte ich mich an die Frauen. Ich hatte kaum ausgesprochen, da flog mit einem Ruck die Tür auf, und Betty schrie erbost:

„Das hast du ja sauber hingekriegt! Hauptsache, der Herr hat seine Ruhe. Ob andere das Gegake ertragen können, ist dem ja egal! - Mensch, bin ich froh, dass ich heute zum letzten Mal mit dir fahre!“

„Aber Betty!“ Ich tat zerknirscht. „So wollen wir uns doch nicht trennen nach all den vielen Jahren. Und das alles bloß wegen Gustav und seiner Gans.“

Betty war blass vor Wut. Es fehlte nicht viel, und sie hätte sich auf mich gestürzt. Doch dann schüttelte sie den Kopf und schob mit gewaltigem Schwung die Tür zu.

„Mussten Sie den Alten auch hinter schicken!“ sagte vorwurfsvoll die Blonde.

„Ich denke, sie hätten sogar einen Mann mit Weihnachtsbaum vor die Tür gesetzt?“

„Eine Gans ist was Lebendiges.“

„Ein Mann nicht?“

„Ach wissen sie“, mischte sich nun auch Christel ein, die wohl immer besänftigen musste „uns hätte das wenig ausgemacht - wir steigen sowieso jetzt aus.“

„Da soll doch gleich ein Gewitter mit Blitz, Donner und Hagelschlag dreinfahren!“ grollte ich und blickte die junge Frau traurig an.

Als die ersten Häuser auftauchten, hatten die beiden Lippenstifte in den Händen und hielten sich abwechselnd unter Getuschel und Geflüster einen Spiegel vor die Nase. Dann zupften sie an den Haaren herum und polierten die Schuhe. Zuletzt kramte Christel ein Parfümfläschchen aus ihrer Handtasche, und beide rieben sich ein paar Tropfen hinter die Ohrläppchen. Ich hatte mich schon ein paarmal umgedreht, ohne von den beiden Frauen, die in ihr Make up vertieften waren, bemerkt worden zu sein.

„Was ist denn plötzlich in euch gefahren?“ fragte ich schließlich.

Die beiden hielten für einen Moment inne, aber die Blonde hatte sich schnell gefangen und sagte kokett:

„Am vielen Fragen erkennt man den Narren.“

„Ein Rendezvous am Vormittag? Kann ich mir schlecht vorstellen“, meinte ich unbeirrt, „noch dazu direkt am Tagebau. Außerdem traue ich euch das gar nicht zu!“

„Was: ‘das’?“ fragte die andere, die Christel hieß, und in ihren dunklen Augen schlug ein winziger Schalk Purzelbaum.

„Na, ‘das’ eben...“ antwortete ich verwirrt und schluckte.

Die Blonde musterte sich noch mal im Spiegel und wischte mit einem Taschentuch Schminkreste aus ihren Mundwinkeln.

In K ö r b i s d o r f wurde gefeiert. Dem geputzten jungen Volk nach schien es ein Polterabend zu sein. Einige aus der farbenfrohen Gesellschaft hatten sich wie ein Empfangskomitee an der Haltestelle aufgebaut, und als die jungen Frauen ausstiegen, wollte der Begrüßungslärm kein Ende nehmen. Vergeblich versuchten die beiden den stürmischen Umarmungen auszuweichen, um von den Rosensträußen zu retten, was noch zu retten war. Eine Wolke aus Alkohol, Schweiß und Parfüm stieg von dem Trubel auf und vermischte sich mit dem Geruch von Holzkohle, die unter den Bratrostern schwelte. Als ich abfahren wollte, rief die Blonde:

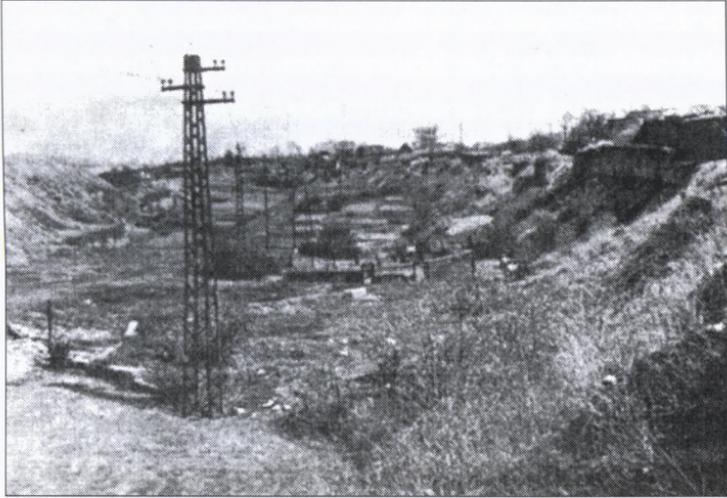
„Warten sie doch bitte einen Moment!“

Lächelnd nickte ich und sah ihr nach, wie sie zum Gasthaus eilte. Dann fesselte mich das ausgelassene Treiben unter den schönen alten Bäumen, deren Tod schon geplant war. Bald nach dem Fest werden Forsteleven in grünen Uniformen kommen, aber nicht mit Äxten und Sägen, sondern mit Bohrmaschinen und Sprengpatronen, und die Hundertjährigen fallen. Es wird ein trauriger

Anblick sein, wenn die alten Recken noch einmal hochspringen und dann schwer zur Seite fallen. Aber noch war es nicht so weit! Noch wurde hier ausgiebig gezecht, und die Jugend umtanzte den alten Oskar, der auf seiner Mundharmonika „Rosamunde“ spielte, eines der halben Dutzend Lieder, die er beherrschte. Sonst zog er durch die Dörfer und musizierte unter den Fenstern für ein Stück Kuchen oder eine Wurstschnitte. Hier kam der ewig hungrige Alte bestimmt auf seine Kosten.

Nervös blickte ich auf meine Uhr und dann zum Gasthaus hinüber, aus dem soeben Hans, der Wirt, mit einem Riesentablett Biergläser kam.

‘Die feiern hier, als wäre es das letzte Mal’, dachte ich. ‘Und vielleicht ist es das auch! - Wie hieß doch jenes Dorf, das nach Gerstäcker alle hundert Jahre für einen Tag aus dem Moor auftauchte? Dieser Tag soll für die Bewohner stets ein einziges Fest gewesen sein, das immer hektischer wurde, je näher die Mitternacht rückte und der ganze Spuk wieder im Moor versank. - Hat sich vor Jahren das Straßenbahngleis zwischen Benndorf und Neumark nicht auch gesenkt? Sogar eine Scheune hat den Rutsch mitgemacht und ist erst unten auseinandergefallen. Durch diese Senke mussten die Fahrgäste laufen, bis das Umgehungsgleis fertig war. - Gerstäcker hat seinem „Germelshausen“ wenigstens einen Lichtblick gelassen: Es durfte regelmäßig auftauchen und seine schönste Bewohnerin sich sogar in einen wandernden Maler verlieben. -



*Der Berggrutsch im Jahre 1954 zwischen Benndorf und Neumark.
Entlang der Mastenreihe befanden sich die Straßenbahngleise,
hier schon abgebaut.*

„Beeil dich doch!“ rief Christel, als ich wieder auf meine Kaiseruhr guckte. Dann bückte sie sich schnell und richtete einem kleinen Mädchen den Mandelblütenkranz aus Wachspapier, um ihre Verlegenheit zu verbergen. So liebevoll könnte Gerstäckers schöne Schulzentochter ausgesehen haben, träumte ich weiter, bis mich die Stimme der Blondinen in die Wirklichkeit zurückholte:

„Eine kleine Aufmerksamkeit vom Brautpaar!“ sagte sie noch ganz außer Atem und packte ein duftendes Kuchenpaket und in Seidenpapier gewickelte Flaschen aus einem Henkelkorb. Die Überraschung war ihr gelungen! Krampfhaft suchte ich nach geistreichen Dankesworten, aber ich brachte nur „Rotkäppchen könnte mich nicht

besser versorgen“ und ähnlichen Schwachsinn heraus.
„Wenn Betty nachher nicht gar zu grantig ist“, versprach ich schließlich, „werde ich nach Dienstschluss mit ihr anstoßen!“

„Sollten sie nachher nichts Besseres vorhaben“ - die junge Frau blitzte mich einladend an - „sind sie herzlich bei uns eingeladen, Großmütterchen!“ Und nach einem hintergründigen Lächeln: „Ich weiß eine, der das bestimmt nicht gleichgültig ist!“

Meine Stimme war belegt, als ich sagte:

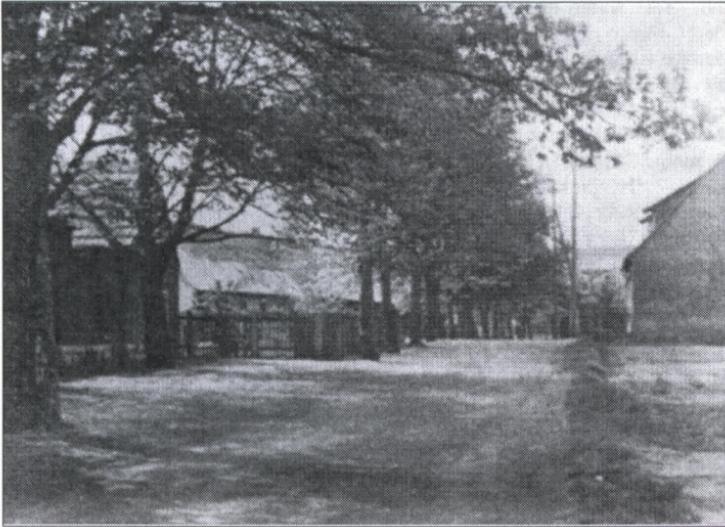
„Was Besseres habe ich nicht vor, nur so eine Art Abschiedstrunk. Mal sehen, was meine Kollegen sonst noch mit mir vorhaben? - Und das andere: Ist sie denn nicht in festen Händen?“

„Sie war - und sie ist froh, dass es vorbei ist!“

Am liebsten hätte ich einen Luftsprung gemacht oder wenigstens die Hände gerieben, so sehr freute mich die letzte Bemerkung. Was war nur aus meiner kühlen Beherrschung geworden, auf die ich immer so stolz war! - Dieses schüchterne und beim geringsten Anlass errörende Wesen, das von einer Verlegenheit in die andere fiel, hatte mich vollständig aus dem Gleichgewicht gebracht.

Ich fuhr jetzt neben den Rangiergleisen der Reichsbahn, wo rotbraune Güterwagen standen, mit Rohkohle und Briketts beladen. Draußen schrillten die Signalpfeifen der Rangierer, und das durchdringende Kreischen der Hemmschuhe, die auf den Schienen entlangrutschten,

um die Wagen abzubremsen, vermischte sich mit dem Dröhnen der Dieselmotoren und dem Schnaufen der Dampfloks. Nachdenklich blickte ich auf einen Güterwagen, dessen Brikettladung mit Kalkschlemme besprüht war. Mit dieser Methode sollte festgestellt werden, ob auf den Bahnhöfen immer noch Diebe ihre Säcke füllten. Das erinnerte mich an „Kanonen-Otto“, der



*Benndorf. Der Kirchweg von der Kreuzung
Mühlstraße aus. Linkerhand die Schulen.*

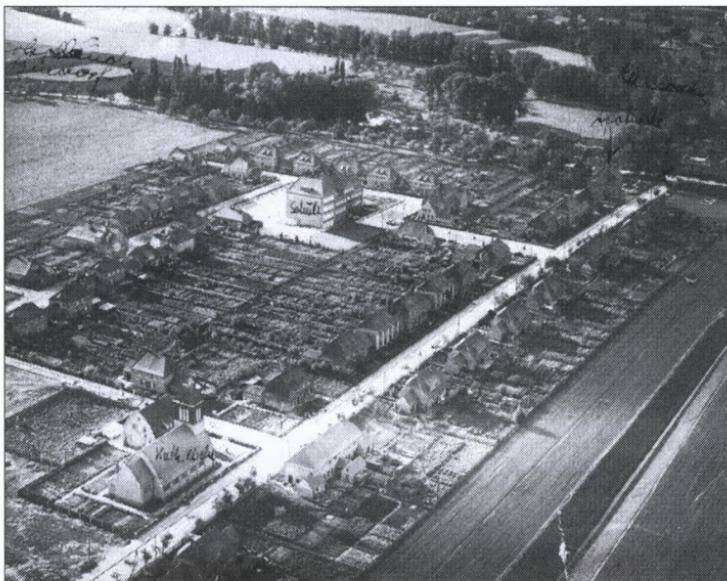
hier vor Jahren sein Revier hatte. Noch heute redeten die Fahrgäste über diesen Dorfsheriff, dem die Kohlenklauer so viel zu schaffen machten. Noch bevor Otto das Bahngelände erreicht hatte, schoss er mehrmals in die Luft. Manche behaupteten aus Angst, andere waren der Meinung, er wollte die Diebe rechtzeitig warnen. Vielleicht aber war es nur Verständnis für die Menschen in

den ersten Nachkriegsjahren, die auf die fahrenden Züge kletterten und ein paar Briketts hinunterwarfen, um wenigstens hin und wieder eine warme Stube zu haben. Ein Wintertag tauchte in meiner Erinnerung auf, als wäre er gestern gewesen: Morgens hatte die Mutter mit ein paar getrockneten Kartoffelschalen und etwas feuchtem Knüppelholz Feuer gemacht und eine dünne Mehlsuppe gekocht. Dann war es in der Küche wieder kalt geworden. Im Fenster stand mein kleines Aquarium, das sich viel zu schnell abkühlte. Ich hatte es zuvor auf die noch warme Herdplatte gestellt. Aus dem Keller holte ich Vaters alte Joppe und einen Sack. Lange musste ich dann auf dem Bahngelände warten und trampelte auf der Stelle, um die Füße zu erwärmen. Erst als es dämmrig wurde, kam ein langer Kohlenzug, der viel zu schnell fuhr. Nur mit Mühe konnte ich den letzten Wagen erklimmen und ein paar Briketts abwerfen. Die Fahrt wurde schneller und schneller; irgendwo bellte ein Hund. Beim Absprung konnte ich mich kaum auf den Füßen halten. Obwohl der Sack nur halb voll war, drückte er schwer auf meine mageren Schultern. Vom Fenster aus hatte mich Mutter gesehen und kam eilig die Treppe herunter. Irgendwo trieb sie ein paar Holzspäne auf, und bald wurde es warm in der Küche. Im eiskalten Aquariumswasser schwammen meine Kampffische mit den Bäuchen nach oben.

„Entschuldigen sie, Herr Fahrer! Wissen Sie, ob am Bahnhof N e u m a r k die Wasserleitung noch funktioniert?“

Die Frau, die plötzlich auf dem Perron stand, hatte einen grauen Henkeltopf in der Hand und sah mich durch dicke Brillengläser fragend an.

„Gibt es bei Ihnen kein Trinkwasser mehr?“ lächelnd drehte ich mich um. Die Frau machte ein betrübtetes Ge-



Die Siedlung Neumark im Jahre 1930

sicht: „Seit wir von Benndorf nach Merseburg gezogen sind, schmeckt der Kaffee nicht mehr. Wenn wir uns nun ab und zu mal ‘Bohne’ leisten, holen wir uns Schortauer Wasser.“

Ich nickte verständnisvoll.

„Sie sind nicht die einzige; vor allem sonntags kommen viele.“

„Vielleicht fahre ich nachher wieder mit“, sagte die Frau

und überquerte vor der Bahn das Gleis. Als ich abfuhr, hantierte sie an einem fast schwarzen Wasserhahn, der über einem kleinen Ausguss an der Mauer des Bahnhofs-



Neumark, Dorf

gebäudes angebracht war. Rechts vom Gleis standen zwischen üppigen Unkrautstauden die letzten Häuser von Alt-Neumark, hinter denen die Bagger rumorten. Ob die Bewohner wohl auch in die Stadt ziehen werden, wo der Kaffee nicht schmeckt? - Natürlich hatte auch ich das berühmte Wasser probiert, aber der Anblick des oxydierenden Wasserhahnes und des verdreckten Ausgusses musste meine Geschmacksnerven überlistet haben - ich bemerkte keinen Unterschied. Doch ich wollte es genau wissen und wanderte an einem sonnigen Maientag von Braunsbedra durchs holunderduftende Grüntal zum einsamen Wasserwerk. Da ich dort unten niemand fand,

der mir die Vorzüge des Wassers hätte erklären können, guckte ich durch ein großes Fenster und sah Bussarde, Fasanen, Kaninchen, Hamster, Marder, Wiesel und sogar einen Fuchs - alle waren präpariert.

Am Sportplatz kam Betty nach vorn und blickte neugierig nach den Paketen auf dem Fahrerpult.

„Für uns beide“, sagte ich und sah sie von der Seite an. Betty schwieg, aber sie blieb auf dem Perron. Ich zeigte auf einen blauen Omnibus, vor dem Männer mit freien Oberkörpern irgendwelche Pläne ausrollten und bunte Pfähle und Latten stapelten.

„Was soll'n das werden?“

Im Gesicht meiner Schaffnerin arbeitete es, und schließlich rang sie sich zu einer Antwort durch:

„Du willst doch immer so schlau sein! Das sieht doch jedes Kind, was hier aufgebaut wird: Milo tritt morgen hier auf!“

„Ach du meine Güte - da wird ja wieder was los sein!“

„Was kümmert's dich. Du merkst doch sowieso nichts mehr von dem Trubel hinter dir.“

„Lass man gut sein! Gehst du auch hin?“

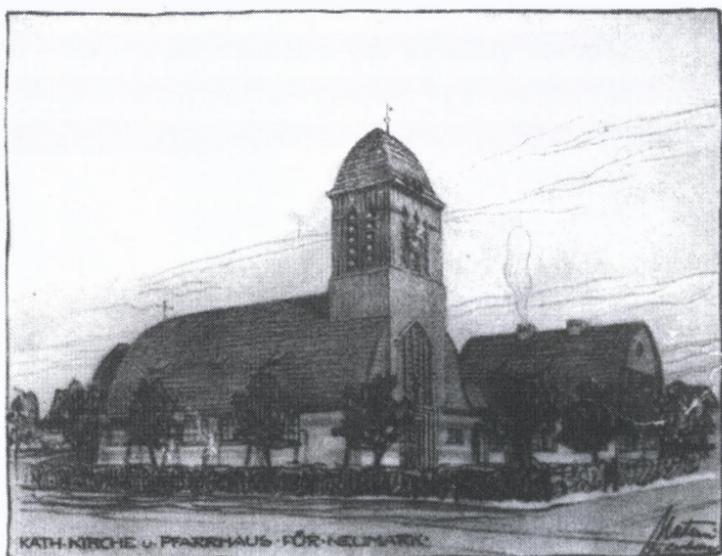
Betty hörte auf, Fahrscheine zu sortieren:

„Unheimlich stark ist der Mann ja - aber auf das Karussell, was der auf seine Brust baut, würde ich mich nie setzen.“

„So - warum denn nicht?“

„Weil er da untern Rock gucken kann.“

„Dann zieh doch Hosen an! - Was ist mit dem Omnibus?“



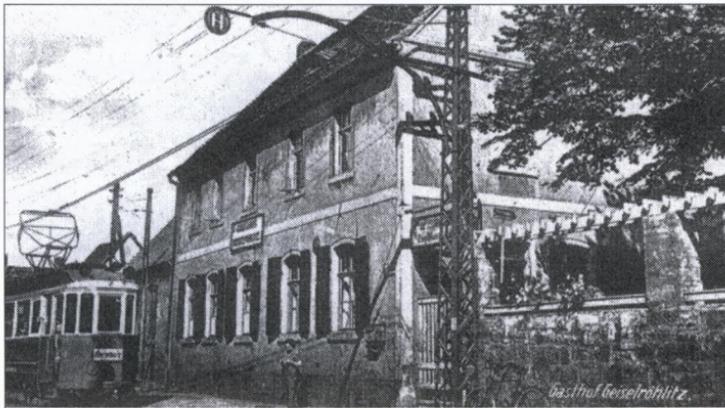
*Die katholische Kirche zu Neumark
in einer Architektenzeichnung*

„Den zieht der mit den Zähnen weg, sogar bei angezogener Handbremse“, antwortete Betty schwärmerisch und ging ins Wageninnere.

Milo Barus - der starke Mann! Haarsträubende Geschichten über seine Muskelstärke kursierten im Geiseltal: Als vor seinem Gasthaus im Mühlthal ein knatterndes Motorrad die Mittagsruhe seiner Gäste störte, soll er das Gefährt samt Fahrer und Sozius auf die andere Straßenseite getragen haben. Auch ein Pferd auszustemmen, soll ihn nur ein Lächeln kosten. Wenn Milo irgendwo im Geiseltal auftrat, kamen die Menschen aus den entlegensten Winkeln zu seiner Schau. Fachkundig beurteilten die schwere Arbeit gewohnten Kumpel seine Kraftakte.

Nach einer Kurve tauchte die Neumarker Kirche auf. Rostige Eisenschienen hatten eine Zeitlang ihr Bruchsteingemäuer gestützt, aber nun war die Glocke für immer verstummt. Auch Altar und Gestühl hatte man längst herausgeräumt. Nur auf dem Kirchhof standen noch schöne, alte Grabsteine. Rechts kam ein altes Bauernhaus in Sicht, das einst die Bergwerksgesellschaft aufgekauft hatte. Bis zu sechzig Menschen sollen in den zwanziger Jahren in diesem Lehmgebäude gehaust haben, das für sechs oder acht Personen gebaut worden war.

Dahinter begann *G e i s e l r ö h l i t z*. Nur eine Handvoll Häuser gab es dort noch, aber zwei Gaststätten, von denen eine als Tanzlokal und Kino genutzt wur-



Geiseltal, Blauschmidts Gasthof

de, während das „Café California“ (alte Geiseltaler nannten es „Café Rökchen-Hoch“) mit seiner einst weißen Haziendafassade seine Glanzzeit lange hinter sich hatte.

„Verdammt noch mal!“ Ich bremste so hart, dass sich Gustav kaum auf den Füßen halten konnte. Bis hier nach vorn hörte ich das Kreischen der Gans. Die dicke Frau, die kurz vor dem Gasthaus mit einer rot-weißen Flagge die Gleiskreuzung sperrte, hob bedauernd die Schultern und rief mir zu:

„Die Überführung ist schon gemeldet!“

„Ist doch weit und breit nichts zu sehen!“ schrie ich wütend zurück und zückte meine Uhr. Die Frau schob eine graue Haarsträhne unter ihr Kopftuch und kam langsam näher, ohne die Kreuzung aus den Augen zu lassen.

„Bei mir in der Bude sitzen zwei von der Transportpolizei. Den ganzen Tag treiben die sich schon hier rum!“

„Da kann man nichts machen.“

Ich guckte wieder auf die Uhr.

„Meine Pause in Mücheln ist auf jeden Fall futsch!“

Im Stillen ärgerte ich mich, dass ich in Körbisdorf so lange gewartet hatte. Was wohl Christel gerade machte?

„Wann müsst ihr denn raus?“ fragte ich die Frau.

„Ein Weilchen dauerts noch.“

Nachdenklich rieb sie ihre Kinnschuppe.

„Gestern war der Lumpenmann da und hat mit mir die Bodenkammer ausgeräumt.“

Ich grinste: „Das soll doch ein ganz Scharfer sein! Hat der immer noch die großen, rot-weißen Winker an seinem Pferdewagen?“

Lächelnd nickte die Frau.

„Sein ganzer Stolz. Sogar vorgeführt hat er sie mir!“

„Und hat's was eingebracht?“

Ich rieb Daumen und Zeigefinger. Die Frau winkte ab.

„Ich bin froh, dass ich den Plunder los bin.“

Wieder guckte ich auf die Uhr.

„Wo bleibt denn nun der verdammte Zug?“

„Ich kann ja mal anrufen - aber viel Zweck hat's nicht.

Vielleicht ist ein Luftschlauch geplatzt oder die Lok kaputt!“

„Das kann ja heiter werden!“

Ich packte meine Thermosflasche aus und trank einen Becher Tee.

„Wie ist das so, wenn man fort muss?“

Die Frau starrte auf die Schienen.

„Ich hab mich wohlgeföhlt im Dorf, wenn auch der Kohlenstaub aus allen Himmelsrichtungen kam und unser Haus nicht allzu viel taugt. - Die Jungen denken da ganz anders. Die heiraten noch schnell, damit sie eine Neubauwohnung in der Stadt bekommen. Aber wenn ich an die schönen Sommerabende vor der Haustür zurückdenke oder an die Schlachtefeste im Winter ...“

Ich nickte.

„Die Zeit kommt nicht wieder, und irgendwie muss es ja weitergehen. - Und die dort drinnen“ - ich zeigte auf die Bude - „haben die schon dumme Fragen gestellt?“

„Die reden wenig - aber wenn ein Zug gemeldet wird, werden sie ganz dienstlich. So was von Misstrauen nach fünf Jahren! - Waren sie damals auch dabei?“

„Nicht auf dieser Strecke.“

Nachdenklich blickte ich zur Brikettfabrik hinauf und erinnerte mich: Damals fuhr ich von Halle nach Leuna. In Ammendorf hielten mich Waggonbauer an, weil aus dem Werk ein langer Zug Männer und Frauen in Arbeitskleidung kam. Sie marschierten ordentlich in Viererreihen und weder ich noch meine Fahrgäste wussten,



Der Marktplatz in Halle (Saale) am 17. Juni 1953 zwischen 13.00 und 14.00 Uhr. Die Demonstranten begeben sich zum Hallmarkt, wo das „Zentrale Streikkomitee“ konstituiert wird (im Hintergrund die gestürmten Büros der SED-Stadtbezirksleitung West).

was das zu bedeuten hatte. Bis Leuna fiel mir nichts Besonderes auf; doch als ich zurückfuhr, wimmelte der Platz vor dem Haupttor von Menschen. Zwei Männer mit Ordner-Armbinden empfahlen mir, im Depot Ammendorf einzurücken, was ich mir ohnehin vorgenommen hatte. Dort fanden wir uns im Kulturraum zusam-

men und tauschten Neuigkeiten aus, bis Jan, ein ehemaliger U-Bootfahrer, vorschlug, mit einer Straßenbahn nach Halle auf den Markt zu fahren. Wir Jungen waren begeistert. Ein Plakat: „Mehr Lohn und mehr Freiheit“ oder so ähnlich war schnell gemalt - und dann stiegen wir in einen der moosgrünen Überlandbahnwagen. Weit und breit waren wir die einzigen auf der Strecke. Vom Straßenrand winkten uns Kinder zu; ein junges Mädchen warf einen Blumenstrauß, den Jan geschickt auf fing und in der erhobenen Hand schwenkte. Im Gewerkschaftshaus am Steintor hatte sich die SED-Bezirksleitung verschanzt, um das Gebäude eine Postenkette mit Maschinenpistolen. Überall auf den Gehwegen standen diskutierende Gruppen; nahe der Hauptpost wurden wir mehrmals fotografiert. Auf dem Markt wogte eine bunte Menge: Frauen und Männer in Arbeitssachen, in weißen Kitteln oder gelbgestreifter Sträflingskleidung. Dazwischen dröhnten sowjetische Panzer und ein Lautsprecherwagen der Streikleitung forderte zu Ruhe und Ordnung auf. Der Franckeplatz bot ein ähnliches Bild: Zwischen zerrissenen Transparenten und Ulbricht-Bildern ragte unberührt ein riesiges Karl-Marx-Porträt. Ein kleiner Mann mir Schirmmütze zeigte auf das Plakat und sagte jedem, der zuhörte: „Was der Mann gewollt hat, war richtig!“ Im Depot saßen wir wieder im Kulturraum, und als der Betriebsleiter uns aufforderte zu arbeiten, schüttelten wir die Köpfe. Kurz danach kam er in Begleitung eines jungen Sowjetoffiziers mit Maschinenpi-

stole, der lächelnd aber bestimmt sagte: „Nu bitte, arrbeitn, arrbeitn!“ Später gab es Prozesse gegen die Rädel Führer. Auch ein Fahrer dieser Strecke stand vor Gericht, weil er den Parteisekretär abgesetzt hatte. Natürlich besuchten wir jede Verhandlung. Mitunter war der Andrang so groß, daß ein anderer Saal zur Verfügung gestellt werden musste. Häufig kam es vor, dass die Belastungszeugen mehr schwitzten als die Angeklagten. Alle Straßenbahner kamen dann auch mit Bewährung davon und zogen so schnell wie möglich westwärts.

Als die Frau etwas sagen wollte, bemerkte sie einen Mann, der einen zweirädrigen Karren mit Eiskübeln in den Kreuzungsbereich schob.

„Du musst noch warten, Otto, der Zug kommt gleich!“ rief sie.

„In der Zwischenzeit ist dein Eis zerlaufen!“ rief nun auch ich. „Dann warten die Neumarker Kinder umsonst!“

„Da kommt er ja schon!“ sagte die Frau vorwurfsvoll und zeigte auf eine Rauchwolke, die hinter dem Lehmhaus hervorquoll. Dann stellte sie sich mitten auf die Straße. Auch die Transportpolizisten waren aus der Holzbude gekommen und hatten sich beiderseits des Gleises postiert. Misstrauisch blickten sie der Lok entgegen, die schnaufend um die Kurve kam. Ich staunte immer wieder, dass dieses Vehikel, das aus einem Westernfilm der Goldgräberzeit stammen konnte, überhaupt noch fuhr. Doch die Lokfahrer behaupteten, sie seien von diesem Dampfross noch nie in Stich gelassen worden. Als es

vorbeifuhr, lehnte der Lokführer aus dem Seitenfenster, während der Heizer unentwegt Briketts in den glühenden Schlund schaufelte. Sein Gesicht hatte eine Maske aus Schweiß und Kohlenstaub.

„Die haben wieder eine Leine dran“, sagte die Frau, während sie aufmerksam die Wagen kontrollierte. Und mit einem Seitenblick auf die Polizisten: „Bilden die sich etwa ein, die Saboteure fahren in Brikettwagen spazieren? Tagelang geht das schon so, aber heute ist es am schlimmsten. Unten im Tagebau haben sie gestern gleich einen von der Lok runter verhaftet, weil er in einen Zusammenstoß verwickelt war. Zuerst sind sie mit ihm nach Frankleben in die Poliklinik zum Alkoholtest, dann nach Mücheln, wo die Kripo ein Ermittlungsverfahren einleitete, und am Ende mussten sie ihn laufen lassen, weil er unschuldig war. Angeblich soll es technisches Versagen gewesen sein - ein Bolzen wäre aus dem Weichen gestänge gerutscht.“

Schwer keuchte die Lok zur Brikettfabrik hinauf. Wagen für Wagen holperte über die Kreuzung - endlich war die Straße frei!

„Willst du ein Eis?“ rief Otto Betty zu, als ich anfuhr. Doch die winkte verächtlich ab. Wenn nämlich der einst so stolze Besitzer von „Café California“ seinen Eisspatel nicht gleich fand, portionierte er mit dem Finger. Betty wusch das Kleingeld immer ab, mit dem Otto bezahlte. „Alles klebt, was der anfasst!“ sagte sie jedesmal angewidert.

Auf der Straße nach K ä m m e r i t z überholte ich einen Traktor mit Hänger, auf dem Mädchen und Jungen in blauen Hemden saßen. Ein sommersprossiger Rotkopf spielte auf einem Akkordeon, zwei Mädchen mit verstimmtten Gitarren begleiteten ihn. Plötzlich fing die Gruppe an zu singen: „Bau auf, bau auf! Freie deutsche Jugend bau auf!“. Transparente an den Planken des Hängers belehrten mich, dass nur durch die Übererfüllung des Planes der imperialistische Gegner geschlagen werden könne. Als das Gefährt am letzten Haus vorbei war, rief der Rothaarige:
„Jetzt stimmt mal eure Gitarren!“



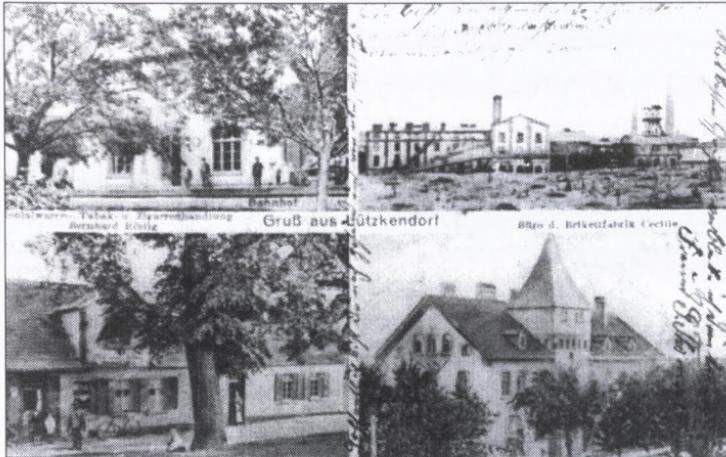
Sommer 1930 im Café-Garten Cämmeritz. Otto, der Eismann.

Dann neigte er den Kopf zu Seite, drückte ein paar Registertasten und spielte virtuos „Good by Jonny“. Wenn ein Sonnenstrahl die Diskantseite des Akkorde-

ons traf, funkelte und blitzte es. Solche Heuchler, dachte ich und musste lächeln. Aber wer studieren wollte oder auf einen angenehmen Posten aus war, musste zumindest so tun. 'Und wie war das damals bei dir?' fragte eine innere Stimme. 'War das auch nur alles geheuchelt?' - 'Das war eher Bauernfängerei!' entgegnete eine andere. Ich nagte an meiner Unterlippe und wusste nicht, welcher ich recht geben sollte. Damals, so kurz nach dem Krieg, gab es weder Tanzlokale noch Jugendclubs. Missmutig und frierend standen die Jungen in den Ecken herum, während die Mädchen des Viertels zur FDJ-Stunde liefen, die im Vereinszimmer einer Vorstadt-kneipe stattfand. Dort wärmten sie sich an einem bubbernden Späneofen und sangen Volkslieder oder machten Pfänderspiele. Lange blieben die Jungen hart. Der Drill, dem sie als Pimpfe und Hitlerjungen ausgesetzt waren, steckte noch in ihren Knochen. Sie konnten sich einfach nicht vorstellen, dass es ohne ihn ging. Doch schließlich setzten sie sich mit an die lange Tafel, jedesmal ein Junge, ein Mädchen.

Links tauchte das Mineralölwerk **L ü t z k e n d o r f** auf, das einst der Wintershall AG gehörte. Viele Gebäude waren noch zerstört; ein großer Schornstein wurde gerade aufgebaut. Unter den Maurern, die auf dem Gerüst arbeiteten, war auch eine Frau. In der Parteipresse wurde das als Triumph der Gleichberechtigung ausgeschlachtet. Jedesmal, wenn ich die Frau dort oben herumklettern sah, kam ich mir richtig minderwertig vor

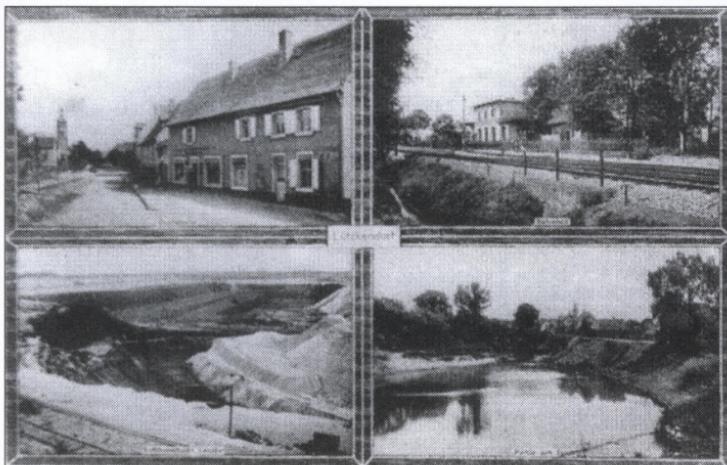
mit meinem bisschen Kurbeldreherei. Das Mineralölwerk war der meistzerstörte Betrieb des Geiseltals. Zeitzeugen behaupteten, sobald auf dem Trümmerfeld irgendein Schornstein rauchte, waren Wellen von Bombenflugzeugen da und ließen keinen Stein auf dem anderen. Im Werk soll eine Widerstandsgruppe gearbeitet



Lützkendorf, Ansichtskarte aus dem Jahre 1911

haben, von der Gerüchte kursieren, sie hätte dem Feind über alle internen Vorgänge berichtet. Weit verbreitet war auch die Behauptung, dass der IG Farbenkonzern auf diese Weise einen lästigen Konkurrenten ausschalten wollte. Schließlich sei auf das Buna-Werk nicht eine Bombe geworfen worden. Doch damals, als die Bomben fielen, interessierte die Menschen nur, wie viele Tote und Verletzte sie nach jedem Angriff zu beklagen hatten - und das sind nicht wenige gewesen! Allmählich wurde das Werk wieder aufgebaut. Nicht so schnell und so

modern wie die Betriebe im Westen, dafür aber recht und schlecht. Wenn irgend etwas fertig war, sang eine Agit-Prop-Gruppe „Bau auf, bau auf!“ und ein paar teure Genossen klopfen sich während eines feuchtfröhlichen Festaktes gegenseitig auf die Schultern, wurden mit Orden dekoriert und kassierten dicke Prämien.



Litzkendorf, Ansichtskarte aus dem Jahre 1920

An der Weiche stieg Gustav mit seiner Gans aus, die jetzt friedlich aus dem Rucksack guckte.

„Na, war sie brav?“ fragte ich scheinheilig, aber der Alte drückte das Kreuz durch und würdigte mich mit keinem Blick. Ich sah ihm nach und bekam plötzlich Gewissensbisse: Was war ich doch für ein Held! In Körbisdorf wollte ich mich vor den jungen Frauen großtun, und nun reagierte ich auch noch meinen Ärger über die Verspätung an dem Alten ab.

Vorbei an Baracken und blühenden Gärten fuhr ich

hinauf zur Brikettfabrik „Cecilie“. Der Himmel hatte sich inzwischen wieder bewölkt, und erste Tropfen fielen. Ich zog an einem Hebel auf dem Fahrerpult und horchte auf das Rumpeln und Knirschen, das verursacht wird, wenn die Räder Streusand zermahlen. „Sand ist die Seele vom Triebwagen!“ Diese alte Straßenbahnerweisheit galt besonders für den Streckenabschnitt, auf dem ich mich jetzt befand. Wurde Sand anderswo hauptsächlich für Gefahrenbremsungen benötigt, so kam man hier ohne ihn mitunter gar nicht von der Stelle. Besonders auf feuchten Schienen bildete nämlich der allgegenwärtige Kohlenstaub einen Film, der schlimmer als Schmierseife rutschte. Entweder drehten die Räder auf der Stelle oder sie blockierten - und der Wagen glitt den Berg hinunter. Doch heute war ich zuversichtlich: Die Sandstreuer funktionierten, der Vorrat müsste reichen.

An die „Cecilie“ schmiegte sich ein Gasthaus, das zugleich Friseursalon war. Wenn der Wirt im vorderen Raum seine Gäste mit Bier und Schnaps versorgt hatte, ging er nach hinten und jonglierte mit Kamm und Schere oder schwang ein Rasiermesser. Dabei erzählte er allen, die zuhörten, dass er in seinem Bierkeller nur ein paar Zentimeter Erde wegzukratzen brauche, und schon sei er auf der besten Kohle. Und das war nicht übertrieben - denn mehr als hundert Meter betrug hier oben die Kohlemächtigkeit. Seit langem wurde hier Braunkohle abgebaut, aber noch begehrt soll früher der Kies gewesen sein, der darüber lagerte. Bevor im nahen Tage-



*Die Lützkendorfer Gaststätte „Glück Auf“,
die gleichzeitig auch ein Friseursalon war (um 1960).*

bau ein Bagger transportiert wurde, informierten sich die Verantwortlichen beim Bergamt über den Verlauf der uralten Stollen, um ein Versacken des Gerätes zu ver-

meiden. Als mir vor einiger Zeit ein Geologe so eine alte Karte zeigte, staunte ich über deren Genauigkeit und vor allem über die kleinen Bergmannsfiguren mit Schaukeln in den Händen, die in die Stollen gezeichnet waren. Später gewann die Kohle immer mehr an Bedeutung: Ende des neunzehnten Jahrhunderts, ich glaube ganz und gar, im Oktober 1799 war's, da schrieb ein Müchelner Pastor in sein Tagebuch, diese Entdeckung sei eine Wohltat Gottes, denn das Holz werde immer seltener und teurer. 'Teurer' mit einem H hinterm T. Doch so richtig setzte sich die Kohle erst durch, als sechzig Jahre später ein Oberpostrat die erste Brikettpresse erfand; Exner hieß er, wenn ich mich nicht täusche. - Gegenüber der Brikettfabrik stand ein graues Schachthaus, in dem zwei schöne Schwestern wohnten, nach denen alle jungen Fahrer (und nicht nur die) die Hälse reckten. Auch heute suchte ich gewohnheitsmäßig die Fenster ab - und plötzlich kommt mir Christel in den Sinn.

„Es fehlt bloß noch, dass ich zittrig werde wie ein ertappter Schuljunge!“ murmelte ich ärgerlich vor mich hin.

Als ich abfahren wollte, kamen zwei Männer aus dem Gasthaus gerannt. Eine kleine, dicke Frau, die mit Schrubber und Scheuertuch ihre niedrigen Fenster von außen putzte, hielt plötzlich inne und starrte den beiden neugierig nach. Ich hatte schon die Außentür geöffnet und grollte:

„In euren Gläsern war wohl zu viel drin?!“

„Karl war mit Erwins Fassonschnitt noch nicht ganz fertig“, antwortete einer der beiden und legte eine Zigarette auf den Fahrschalter. Lächelnd schüttelte ich den Kopf: „Ihr mit eurer verdammten Qualmerei! Steck sie wieder ein oder zünde sie selbst an - ich rauche doch nicht. - Dass Karl die Schaberei noch nicht aufgegeben hat?“

„Das wären Zeiten!“ antwortete lachend der frischgeschorene Erwin.

„Wenn wir dem seinen Fusel trinken sollen, muss der uns auch die Haare schneiden!“

„Stell dir vor“, wandte sich der andere, ein Graukopf mit buschigen Augenbrauen, an mich, „heute hat die Kampfgruppe eine Übung in der Fabrik gemacht. In allen Ecken sind die herumgekrochen und haben den Ernstfall geprobt. Den Sesselfurzern unter den Kämpfern hat das überhaupt nicht gefallen. Schwärzer als unsere Brikkettpresser sahen die aus, als zum Sammeln geblasen wurde.“

„Und wer hat gesiegt?“

Der Graukopf sah mich groß an, doch dann lachte er und antwortete:

„Die Hobbykrieger gewinnen immer!“

Ich nickte.

„An so einem Tag wie heute spielen die ganz besonders verrückt!“

„Mensch, nicht so laut!“ sagte Erwin und machte eine Kopfbewegung zur Innentür. „Man kann nie wissen, wer dort drin sitzt.“

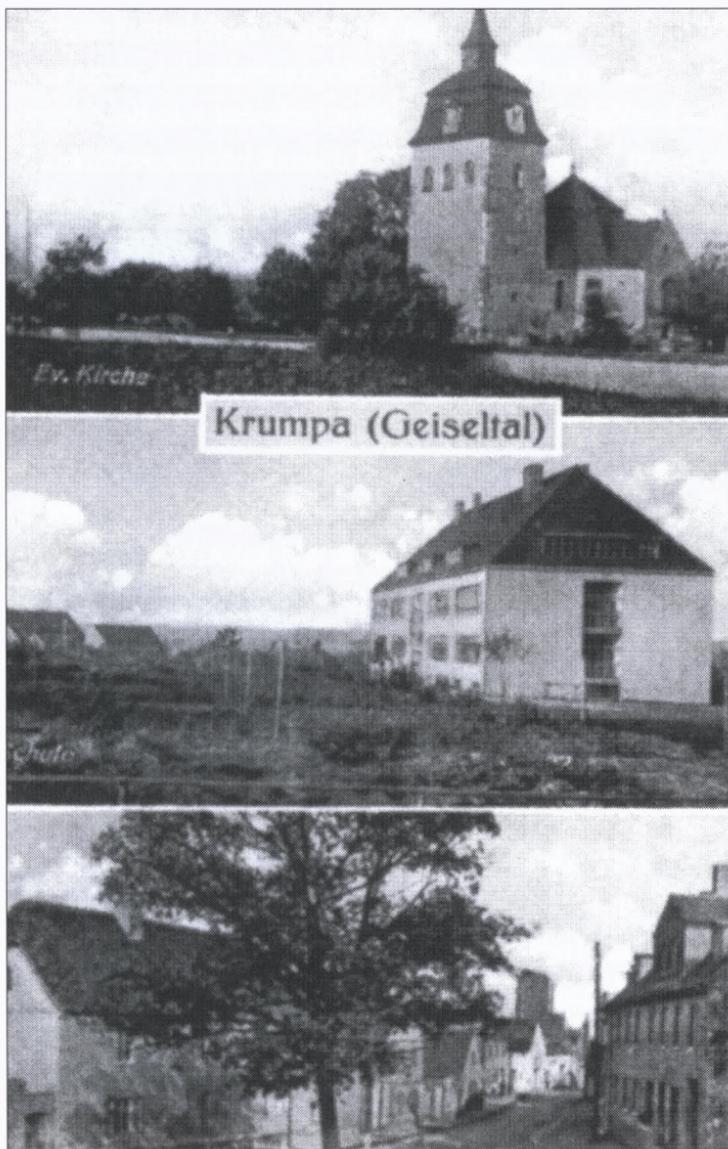
Der Graukopf nahm vorsichtig die Rose vom Fahr-
schalter.

„Wenn die nicht bald ins Wasser kommt, ist sie hinüber“,
sagte er. „Ich habe noch Selters in der Flasche“, bot Er-
win an, „da kannst du sie reinstecken.“

Mittlerweile regnete es nicht mehr, als ich zum Ge-
meindeamt K r u m p a hinunterfuhr, aber die Schienen
waren noch feucht. Immer wieder musste ich am Sand-
hebel ziehen, damit die Räder nicht blockierten. Schweigend
verfolgten die Kumpel aus der Brikettfabrik meine
Handgriffe. Sicher hatten sie schon manche Rutschpartie
zu dieser Haltestelle im Tal miterlebt und konnten die
Geschicklichkeit von uns Fahrern besser einschätzen,
als mancher Vorgesetzte. Auch ich hatte Lehrgeld zah-
len müssen und einige Flachstellen in die Radreifen ge-
schliffen, die sich als nervtötendes Klopfen während der
Fahrt bemerkbar machten. Jetzt löste ich in solchen Si-
tuationen einfach sämtliche Bremsen und ließ den Wa-
gen ein Stück bergauf und wieder zurückrollen. Die
Krumpaer Fahrgäste waren solche Manöver gewöhnt und
regten sich kaum darüber auf. Heute ging alles glatt. Auf
den Meter genau hielt ich an.

„Viel Spaß!“ rief Betty mit unschuldiger Miene, als sie
das Abfahrtsignal gab.

Schon beim Anfahren musste ich Sand geben. Ruckar-
tig griffen die Räder, um nach einigen Metern wieder
durchzudrehen. Wieder und wieder gab ich Sand. Je-
desmal rumpelte und knirschte es unter dem Wagen, und



Krumpa, Ansichtskarte aus dem Jahre 1932

neben dem Gleis stiegen weiße Wölkchen auf. Brandgeruch zog in den Perron und reizte zum Husten.

„Es hat keinen Zweck“, stöhnte ich und schaltete ärgerlich den Fahrtrichtungshebel um. „Ich muss zurück und Anlauf holen!“

Zwar schaffte ich es diesmal ein Stück weiter, doch dann drehten die Räder wieder auf der Stelle. Plötzlich verstummte das Rumpeln und Knirschen - der Sand war verbraucht! Auf dem Grubengleis, das nur durch eine niedrige Mauer abgegrenzt war, kam ein Kohlenzug gefahren.

„Soll ich meine davorspannen?“ rief der Fahrer und hob grüßend die Hand. „Schön wär’s!“ antwortete ich, dann wandte ich mich an Betty, die auf den Perron gekommen war:

„Der Sand ist alle! Wir müssen was auf die Schienen streuen, sonst schaffe ich das nie.“

Noch bevor meine Schaffnerin antworten konnte, waren die beiden Kumpel draußen und kratzten entlang des Gleises mit den Händen Dreck zusammen. Leider war das meiste Kohle, die kaum nützte. Dann entdeckte der Graukopf einen Schutthaufen.

„Dort scheint Sand dazwischen zu sein“, sagte er, worauf Erwin einen Schuh auszog und damit das Mörtelgemisch zum Gleis trug. Wieder kam ein Kohlenzug gefahren, der vor einem Rotsignal anhielt. Der Lokfahrer lehnte sich aus dem Fenster und rief:

„Dein Sand ist wohl alle, Kumpel?“

„Um bei solchem Wetter hier hochzukommen, braucht man ja eine ganze Kiesgrube!“ antwortete ich. „Nun ist es auch noch verdammt spät, weil in Geisleröhlnitz die Überführung nicht kam!“

„Der Leo-Express hat’s wohl mal wieder nicht geschafft?“ Der Lokführer grinste. „Höre mal auf mit deiner Leierei!“ rief er nach einer Weile. „Ich gebe dir einen Eimer Sand. Wenn er leer ist, wirfst du ihn einfach über die Mauer!“ „Mensch, da tust du mir einen Riesengefallen!“

Ich zog die Handbremse fest und wollte aussteigen. Doch der Graukopf hatte den Eimer schon in der Hand.

„Bleib drin!“ rief er. „Ich werfe ihn dann wieder zurück. Und halte nicht an, bevor du oben bist! Wir kommen schon hinterher.“

Der feine, elektrisch gebrannte Sand griff wunderbar. Die beiden Kumpel rannten gebückt neben den Schienen und bestreuten die Kronen.

„Wenn ich euch nicht gehabt hätte“, empfing ich sie oben, würde ich jetzt noch an der Steigung hängen.“

„Dafür müsstest du eigentlich einen ausgeben!“ sagte der Graukopf.

„Heute geht’s beim besten Willen nicht.“

Ich hob bedauernd die Schultern. “

„Ich hab zu tun, dass ich die Verspätung bis Frankleben wieder aufhole.“

Der Graukopf nickte.

„Das war ja auch nur ein Scherz! - Gestern ist Paul gefahren, da war vor der Schenke fast der ganze Wagen leer.“

Alle stürmten hinein und umstanden die Theke, sogar zwei weiße Mäuse waren dabei. Ruck-zuck hatte Sepp die Gläser voll, und genauso schnell waren sie wieder leer. Wie auf Kommando stürmten dann alle wieder hinaus. Wir waren sogar fahrplanmäßig in Mücheln!“

„So was hat Paul drauf!“

Ich drohte einem Jungen mit Indianerhaube, der seinen Bogen spannte und nach der Bahn zielte.

Wenn Paul der Durst plagte, war kein Kneiper vor ihm sicher. Oft hämmerte er mit der Faust an eine Gasthaus-tür und krächzte mit seiner Raucherstimme: ‘Hier is’ Paul, der Straßenbahner - macht noch mal off!’ Und weil er im ganzen Geiseltal bekannt war wie ein bunter Hund, holten die Wirte zu später Stunde sogar noch Bratheringe, Gurken und sonstwas aus dem Keller. Wenn er gar noch in eine späte Skatrunde geriet, war es restlos um ihn geschehen!

Ich fragte, ob die beiden dem Paul schon mal beim Skaten zugesehen hätten. Der Grauhaarige nickte.

„Vor’n paar Tagen, in der ‘Sprotte’. Das Spiel lief nicht so richtig, wie er sich das ausgemalt hatte. Da hat er wütend seine Brille auf den Tisch geschleudert und seine Mitspieler als Halunken beschimpft. Dann hat er sein Bier ausgetrunken, das Glas hart aufgesetzt, ums mal höflich auszudrücken, jedenfalls war hinterher kein Glas mehr da, und dann is’ er hinausgestürmt wie das Böse. Natürlich hat er vergessen zu zahlen. Der Wirt hat Pauls Brille als Pfand genommen. - Trotzdem - ein prima Fah-

rer. Wenn jemand unterwegs winkt, den nimmt der mit. 'Das sind zwanzig Pfennig, die man nicht verachten soll', sagt er dann jedesmal. Die Stammfahrgäste wissen das, und manche nutzen es aus. Aber dafür versorgen sie ihn auch mit Zigarren und Zigaretten. Als neulich die alte Miene das Einsteigen nicht schaffte, holte er ein paar junge Bengel aus dem Wagen, die sie reinschieben mussten. Das war ein Theater, bis die die Alte oben hatten! 'Das nächste Mal bringst du dir 'ne Fußbank mit', sagte Paul, worauf Miene erwiderte: 'Su 'ne Hitsche jehiert hier in de Ecke, Jungchen! Es giwet viel olle Leite, die nicht mehr su können!'"

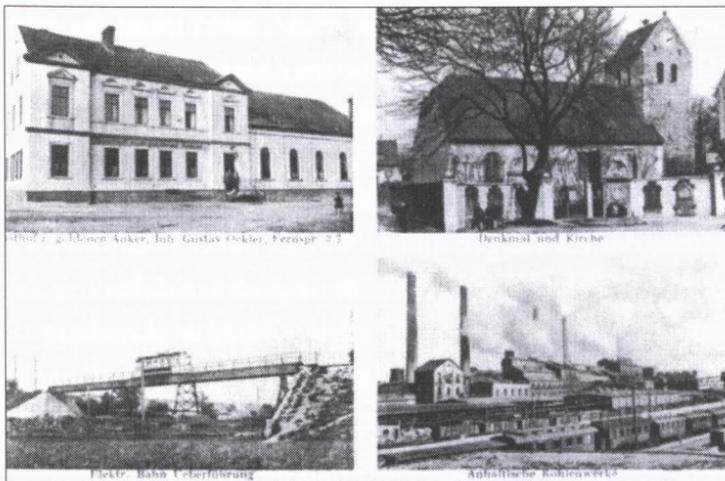
In M ö c k e r l i n g wartete Karlchen mit seiner Mama. Als er mich erkannt hatte, kostete es die schlanke, dunkelhaarige Frau einige Mühe, ihn an der Hand zu halten. Kaum stand er in seiner Ecke neben dem Fahrshalterpult, dessen Oberkante mit seiner Nasenspitze abschloss, erinnerte er mich an mein Versprechen, ihn „bimmeln“ zu lassen.

„Versprochen ist versprochen, Karlchen!“

Ich nickte todernt.

„Die Mama hebt dich hoch, und du darfst fünfmal läuten - aber nicht schummeln!“

Die junge Frau warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu, während Karlchen ungestüm an ihrem Kleid zog. Schließlich nahm sie den kleinen Quälgeist hoch, und als der glückstrahlend am Riemen zog, streifte ich versehentlich ihren Arm.



Ansichten aus Möckerling im Jahre 1931: Gasthof „Zum goldenen Anker“, Kirche mit Denkmal, die Überführung für die elektrische Straßenbahn und die Anhaltischen Kohlenwerke (v. l. o. n. r. u.)

„Oh - wo hast du die her?“

Karlchen griff nach der Stahlkugel.

„Lass sie liegen!“ forderte ich ihn auf. „Die ist schmutzig.“

„Hat die ein Sputnik verloren?“

„Kann schon sein.“

„Karlchen, du bist eine Nervensäge - weißt du das?“

Ich holte tief Luft, kramte ein Staubtuch aus meiner Tasche und rieb die Kugel blank.

„Kommst du auch zum Bergmannsfest?“ fragte der Junge, als er wieder in seiner Ecke stand. „In den Park nach Zöbigker - weißt du!“

„Keine Ahnung. Aber wenn wir uns treffen, kaufe ich dir eine Eistüte. Du isst doch noch welches?“

„Und wie!“ Karlchen leckte die Lippen. „Fährst du auch Karussell mit mir, und schießt mir einen Teddybär?“

Ich nickte.

„Wenn ich groß bin, kriege ich auch ein Gewehr.“

„Eine Kugel hast du ja schon.“

„Hah“, machte Karlchen, „die ist doch von einem Sputnik! - Ob der nun runterstürzt, weil die fehlt?“

„Hoffentlich nicht. - Wozu brauchst du denn ein Gewehr? Willst du Jäger werden?“

Karlchen sah mich an, als wäre ich nicht ganz bei Trost.

„Du weißt doch, daß ich Straßenbahner werden will! Oder hast du das schon wieder vergessen?“

„Warum ausgerechnet Straßenbahner?“

„Weil ich da immer bimmeln kann und weil die Schaffnerin Geld kassiert, das sie mit mir teilt!“

„Und wozu brauchst du das Geld?“

Karlchen druckste ein bisschen herum.

„Das will ich Mami geben“, antwortete er schließlich leise, „weil die immer keins hat, seit mein Papa in..., in ... Senftenberg ist.“

Dann sah er mich verschwörerisch an und flüsterte:

„Vielleicht kommt er gar nicht wieder.“

„Und warum?“

„Weil er ‘ne andere hat. Jedenfalls sagt das Oma immer, wenn sie denkt, ich kann’s nicht hören.“

Die junge Frau war kreidebleich geworden. Energisch zog sie den Jungen vom Fahrschalter weg.

„Was du immer für dummes Zeug redest! Wenn du jetzt

nicht ruhig bist, dann ...!“

„Lass mich zu Onkel Gerd“, bettelte Karlchen, während Tränen über seine Wangen kullerten.

„Jetzt bleibst du hier - und nun gib endlich Ruhe!“

„Mami, lass mich doch. Wenn ich mit Onkel Gerd rede, schwenkt der dich bestimmt zum Bergmannsfest auf der Freitanzdiele. Vielleicht sogar ein paar mal!“

„Wo hast du denn dieses Wort her?“ fragte seine Mutter und lachte plötzlich.

„Na, wer sagt's denn“, mischte ich mich ein, „sie sehen viel hübscher aus, wenn sie lachen!“

Die junge Frau strich zärtlich über Karlchens schwarze Locken.

„Mach dich zu deinem Onkel Gerd“, sagte sie.

„Siehst du“, sagte Karlchen, „sie ist gar nicht mehr böse. Du kannst uns ja mal besuchen. Dann kocht sie dir Kaffee.“

„Fängst du schon wieder an...“, drohte die Mami, aber bei weitem nicht mehr so energisch.

„Frau Berger und ihr dicker Mann trinken so oft Kaffee bei uns“, maulte Karlchen, „da kann Onkel Gerd auch kommen.“

„Ich muss mir erst einen neuen Anzug kaufen.“

Nicht gerade geschickt versuchte ich der jungen Frau aus der Klemme zu helfen. Prompt entgegnete Karlchen:

„Hah - wo du so eine schöne Straßenbahneruniform hast, brauchst du gar keinen!“

„Das Beste wird sein“, sagte lachend die junge Frau,

„sie kommen einfach mal vorbei, denn wie ich mein Karlchen kenne, gibt der sowieso keine Ruhe.“

Verstohlen betrachtete ich ihre grauen Augen mit den schön geschwungenen Brauen, die vollen Lippen und die straffen Brüste. - Um Verehrer braucht die sich bestimmt nicht zu sorgen! Plötzlich sah ich Christel vor mir. Wieso dachte ich in diesem Augenblick an dieses schüchterne Wesen, mit dem ich kaum fünf Sätze gewechselt hatte? Ich war froh, als Karlchen fragte, ob er beim Tierarzt an der Ecke wieder bimmeln darf.

„Darfst du“, antwortete ich und blickte hinunter auf die Rangiergleise des Bahnhofs, wo zwischen den Gebäuden der ehemaligen Brikettfabrik (Einheimische nannten sie immer noch AKW) eine Dampflok auftauchte, die dumpf hupte.

„Aber Mami muss dich wieder hochheben!“

Diesmal war es kein Zufall, dass ich ihren Arm streifte.

„Wann besuchst du uns, Onkel Gerd?“ quengelte Karlchen.

„Das weiß ich noch nicht.“

„Ich fahre nämlich bald eine E-Lok und muss erst mal sehen, wann ich einen freien Tag habe. Zum Bergmannsfest werden wir uns schon treffen.“

„Du musst aber bestimmt kommen!“ sagte Karlchen.

„An der Kastanie vor dem Eingang warte ich auf dich.“

Bevor ich etwas erwidern konnte, sagte der Graukopf:

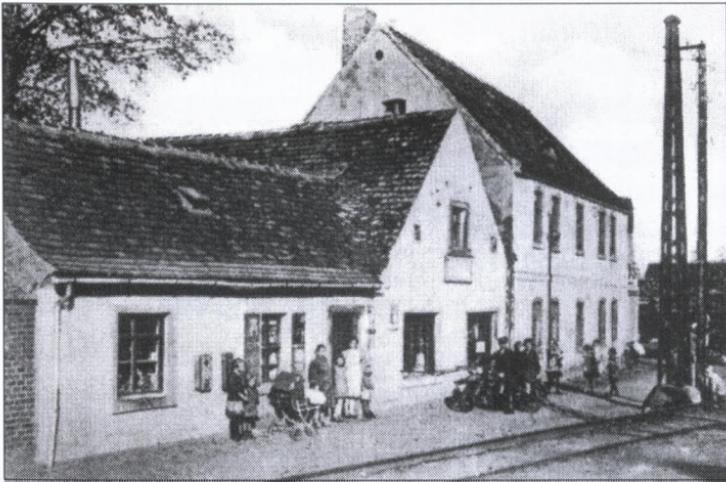
„Nach dieser Bergfahrt mit Hindernissen fehlt bloß noch so ein Wolkenbruch wie vor vierzehn Tagen.“

„Warst du auch in der Bahn?“ fragend sah ich den Alten an.

„Das nicht - aber meine Frau erzählte davon.“

„Da war was los!“ sagte ich und fuhr vorsichtig über die Z ö b i g k e r Weiche, die an Altersschwäche litt.

„Hier stand das Wasser einen halben Meter hoch. Deshalb hatte ich kurz hinter der AKW-Brücke meine Fahrgäste aufgefordert auszusteigen. Zuerst sahen sie mich



Das Geschäftshaus Beyer in Zöbiger

entgeistert an, dann das Wasser, das röhrend und rauschend den Hang heruntergeschossen kam, und schließlich zog ein junger Mann die Hose aus und watete hinein. Ein paar junge Frauen wollten nicht nachstehen. Sie schürzten die Röcke und kreischten laut, wenn das Wasser zu weit hochschwappte. Ein frischgebackener Ehemann trug sein störrisches Weib auf dem Rücken durch

die Flut, und ein kleiner Junge weigerte sich, Schuhe und Strümpfe auszuziehen. ‘Das stachelt, das stachelt!’ brüllte er immer wieder. ‘Ich warte hier!’ rief ich hinterher. ‘Wer Richtung Merseburg will, muss herkommen!’ Ein paar Unentwegte kamen dann auch mit Kleiderbündeln unter den Armen oder auf den Köpfen. Lachend und scherzend zogen sie auf dem Perron Schuhe und Strümpfe wieder an. Nur ein blondes Mädchen weinte. Sie hatte einen Sonntagsschuh verloren, und so konnte sie ja kaum zu dem Rendezvous gehen, auf das sie sich die ganze Woche gefreut hatte. Doch es gab noch Kavalieriere! Gleich drei junge Männer stürzten sich in die Fluten, um der Schönen aus ihrer Not zu helfen. Gespannt verfolgten meine Fahrgäste das Suchmanöver und klatschten Beifall, als einer der Helden den schwarzen Pumps hochhielt. ‘Das kostet eine Kleinigkeit’, sagte ich zu dem jungen Mädchen. ‘Küssen!’ riefen alle. ‘Küssen!!’ Die Schöne machte ihre Sache gut - so gut, dass die Ehefrau des Finders zornig ausrief: ‘Nun reicht’s aber mit der Knutscherei, oder willst dich anstecken?!’“

„Onkel Gerd...“, Karlchen machte sich bemerkbar, „dort ist der Park, wo das Bergmannsfest ist, und dort an der Kastanie warte ich.“

Am „Gasthaus zum Hirsch“ war Endstation. Karlchen bestand darauf, dass ich seiner Mami zum Abschied die Hand gebe. Lächelnd willigte die junge Frau ein, blickte mir aber nicht in die Augen.

„Kann ich noch meinen Brötchenbeutel vom Bäcker ho-

len?“ fragte aufgeregt eine Frau, die nervös die Henkel ihrer Handtasche drückte.

„Da müssen Sie sich aber beeilen - lange kann ich nicht warten!“ antwortete ich und nahm die Kurbel und den Richtungshebel vom Fahrschalter. Karlchen und seine Mama sahen mir vom Haltestellenschild aus zu. Der Junge rief noch etwas, das ich nicht verstand. Ich winkte den beiden noch einmal zu und lief quer durch den Wagen zum anderen Perron.



Mücheln. In der Nähe des heutigen Viadukts befand sich die Endstation der Linie 33.

Diesen letzten Aufenthalt in M ü c h e l n hatte ich mir eigentlich anders vorgestellt: Ich wollte noch einmal das alte Mühlenrad gegenüber dem Kino besuchen, vielleicht mit Betty im „Hirsch“ Kaffee trinken - und

wenn dann noch Zeit war, auf einer Bank in der kleinen Anlage an der Endstation über alte Zeiten plaudern. - Aber leider! Betty bat um Beeilung beim Einsteigen und gab das Abfahrtsignal. Als ich ein Stück gefahren war, fiel mir die Frau mit dem Brötchenbeutel ein. 'Nun ist es zu spät!' dachte ich ärgerlich. - Da ging die Innentür auf, und die Frau stand auf dem Perron, in der Hand die Seltersflasche mit der Rose.

„Die gehört doch bestimmt Ihnen“, sagte sie. „So eine herrliche Blüte, und wie die duftet!“

Dankend wollte ich ihr die Flasche abnehmen, doch dann überlegte ich es mir anders:

„Ich schenke sie Ihnen samt der Flasche.“

„Ist das ihr Ernst?“

Das Gesicht der Frau erhellte sich von einem freudigen Staunen.

„Die stelle ich vor das Bild von meinem Mann. Dem waren Rosen sein ein und alles. Wenn der von der Arbeit kam, dann führte sein erster Weg in den Garten zu seinen Rosensträuchern. - Der war fast vierzig, als er eingezogen wurde. Bei Berlin ist er gefallen.“

Die Frau starrte zum Fenster hinaus und schien nichts zu sehen. Als sie in Möckerling ausstieg, reichte sie mir ihre Hand, die warm war und Schwielen hatte.

Ein Mädchen mit kurzen, abstehenden Zöpfen, das einen Karton trug, und ein kleiner Junge standen an der Haltestelle.

„Ich steige zuerst ein“, sagte das Mädchen, „und du gibst

mir vorsichtig den Turmfalken hoch.“

„Wo habt ihr denn den her?“ fragte ich erstaunt.

„Der saß auf unserem Kirschbaum“, antwortete der Junge und blickte stolz auf den Jungvogel.

„Und was wollt ihr mit dem machen? - Doch nicht vielleicht quälen?“

Das Mädchen sah mich entrüstet an.

„Den bringen wir Herrn Bauer“, antwortete sie.

„Der hat nämlich eine Volche“, fügte der Junge gewichtig hinzu.

„Ein Volche - was ist denn das?“

„Na, so ein großer Drahtkäfig, der oben zu ist!“

Der Junge malte den Umriss mit den Händen in die Luft.

„Ach - eine Voliere meinst du. Aber der kann doch noch gar nicht fliegen.“

„Herr Bauer nimmt auch solche“, antwortete das Mädchen. „Wenn sie flügge sind, lässt er sie frei.“

„Ihr seid ja richtige Naturschützer!“ lobte ich die beiden. „Habt Ihr schon öfter Vögel zu Herrn Bauer gebracht?“ „Schon drei junge Falken“, antwortete aufgeregt der Junge, „und eine Amsel, die hatte einen Flügel gebrochen.“

In Krumpa kam Betty vor und schrieb den Fahrtbericht. Als die die Ledermappe zugeklappt hatte, sagte ich:

„Weißt du noch, wie der Halbstarke in Mücheln dir die Fahrscheine gemaust hat?“

„Als ob man so was vergessen kann!“

„Wenn ich daran denke, werde ich heute noch kribblig. Den ganzen Haltestellenbereich haben wir abgesucht, jeden Papierkorb durchwühlt, jeden alten Fahrschein auf-gelesen und die Nummer verglichen - alles umsonst! Wie hast du den Kerl überhaupt erwischt?“

Betty sah mich erstaunt an.

„Na, am nächsten Tag stöberte der doch wieder im Wa-gen herum, und als er uns kommen sah, rief er einem anderen zu:

„Hau ab - das sind se!“

„Dann war er doch aber fort...“, erwiderte ich nicht eben geistreich.

„Was du nicht sagst!“ höhnte Betty. „Nur habe ich mir, im Gegensatz zu dir, sein Gesicht gemerkt. Ein paar Tage später stieg er in Geiselröhlitz zu.“

Ich nickte.

„Ich erinnere mich. Und da hast du ihn einfach am Schla-fittchen genommen, zu mir vorgebracht, und in Mücheln haben wir ihn der Polizei übergeben.“

„Jaah -“ sagte Betty, „den Dieb hatten wir. Der hat auch zugegeben, dass er die Fahrscheine gestohlen und in alle Himmelrichtungen verstreut hat, aber 350 Mark musste ich trotzdem blechen. Von Verwandten habe ich mir das Geld zusammengeborgt.“

Nachdenklich sah sie den Schwalben zu, die am Bahn-damm im Tiefflug Fliegen jagten.

„Wo werden die wohl ihre Nester hinbauen, wenn die Scheunen und Ställe hier weg sind?“

„Die finden schon was“, antwortete ich. „Im Depot bauen sie ja auch jedes Jahr über dem Tisch, wo ihr das Geld zählt.“

„Ganz geheuer war es mir dort noch nie“, entgegnete Betty, „auch wenn ein großes Brett unter dem Nest ist.“ Mir ging der Fahrscheindiebstahl immer noch im Kopf herum.

„Hat der Richter damals nicht gesagt, dass die Geldforderung an dich nicht rechtens war?“ fragte ich nach einer Weile. Betty lachte kurz auf.

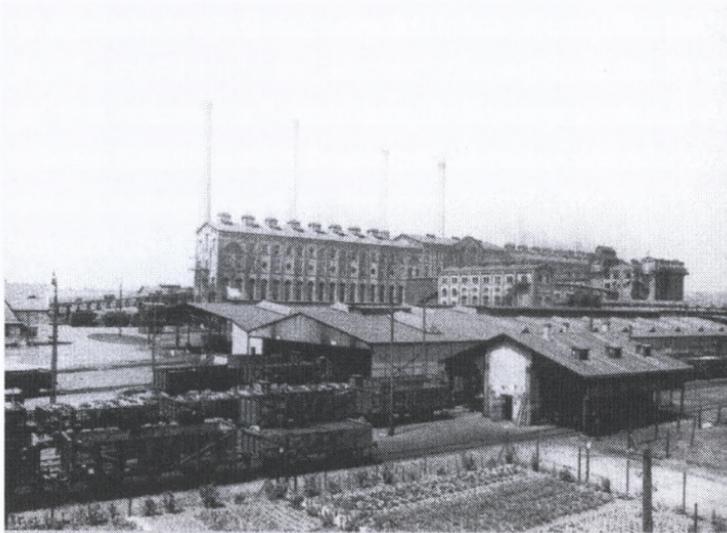
„Das hat er - aber ich musste trotzdem länger als sechs Monate warten, bis ich mein Geld zurückbekam. - Wenn an der Gemeinde keiner steht, kannst du durchfahren. Ich habe alle gefragt, wo sie aussteigen wollen.“

„Du bist ja ein richtiger Schatz!“

Betty sah mich spöttisch an.

„Aber nur, wenn keine anderen Weiber da sind!“ antwortete sie und verzog sich ins Wageninnere.

Am Haus neben der Brikettfabrik putzte die kleine, dicke Frau unverdrossen ihre Fenster, während aus dem nahen Pressenhaus eine dunkelbraune Wolke quoll und ihre Arbeit immer wieder zunichte machte. Dieser ewige Kampf mit dem Kohlenstaub musste doch mit der Zeit die Menschen zermürben oder zumindest gleichgültig machen! Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, dass sie sich in dieser staubigen Umgebung wohlfühlten. Und doch musste es etwas geben, was sie hier festhielt; denn viele wollten nicht in die Stadt.



Neumark, Brikettfabrik

Auf der Straße kam ein roter Ball gekullert und blieb neben dem Gleis liegen.

‘Wo ein Ball ist, ist auch ein Kind!’ durchzuckte es mich - und es war auch so. Der etwa Fünfjährige erschrak, als er die Bahn kommen sah und wollte sich schnell nach seinem Spielzeug bücken. Doch dann trat er zurück und kreiste den gestreckten Arm wie ein Rangierer, der einen Zug anhalten will.

„Wo hast du denn das gelernt?“ fragte ich den Knirps, der mich offenen Mundes mit großen Augen anstarrte. Unter seinem rötlichen Haaransatz glitzerten Schweißperlen.

„Na, dieses Signal, wie man einen Zug anhält!“ bohrte ich weiter.

„Mein Papa ist doch Rangiermeister!“ antwortete er schließlich stolz.

„Ich habe sogar ein Signaltuch; das hat der mir geschenkt. Ich kenne alle auswendig. Soll ich dir mal welche zeigen?“

„Vielleicht ein andermal.“

„Aber das Abfahrtsignal darf ich dir doch geben? - Pass mal auf!“

Er zog an einer Schnur eine Trillerpfeife aus der Hosentasche, reckte den rechten Arm und piffte: „Lang-kurz!“ wie ein Profi.

Am „Café California“ schob Otto soeben seinen Eiskarren in den Hof. Grüßend hob er die Hand, als ich läutete. Auch eine junge Frau, die neben der Hoftür Geranien in einem Kübel goss, blickte kurz auf. Lachend rief sie Otto etwas zu, worauf der mit dem Zeigefinger drohte. Vor dem Kino standen die beiden Transportpolizisten und sahen sich Fotos im Schaukasten an. Die Grauhaarige saß in ihrer Bude an einem Tisch mit Telefonen. Sie hatte sich über ein großes Buch gebeugt und sah nicht auf, als ich über die Gleiskreuzung rumpelte. Irgendwo hupte dumpf eine Lok; heftig zeternd stob ein Elsternpaar von einer Pappel auf. Als ich an der Haltestelle Neumark-Siedlung abfahren wollte, bemerkte ich den alten Lehrer, der hinter der geschlossenen Bahn-schranke stand und mit dem Krückstock winkte. Sobald sich der Schrankenbaum etwas gehoben hatte, kam er angehasst und bedankte sich überschwenglich bei Bet-

ty, die ihm beim Einsteigen half. Im oberen Geiseltal hieß dieser Alte nur der „Kanter“. Gegen Ende des Krieges war er aus dem Schuldienst entlassen und ins Mineralölwerk strafversetzt worden, weil seine Frau sowjetischen Kriegsgefangenen, die vorm Schulhaus einen Graben aushoben, einen Topf Pellkartoffeln hingestellt hatte. Nach dem Umsturz arbeitete der Kanter wieder als Lehrer und überraschte kurz vorm „17. Juni“ zwei ehemalige Schüler dabei, wie sie ein Gewehr ausbuddelten, das sie in den ersten Nachkriegstagen versteckt hatten. Er hielt den beiden eine gehörige Standpauke, hieß sie die Waffe wieder vergraben und meldete die Sache nicht weiter. Irgendwie ist es dann aber doch herausgekommen, der Kanter verlor wieder seine Arbeit und wurde sogar ins Gefängnis gesteckt.

Auf dem Sportplatz hatten inzwischen Milos Männer eine Art Arena aufgebaut. Jetzt waren sie dabei, rote und grüne Bänke zu montieren. Einer von ihnen schwenkte einen zerschissenen Strohhut. Er hatte eine behaarte Brust, seine Arme glänzten vor Schweiß. Ein paar Jungen krochen unter dem Omnibus herum und suchten den Haken, in den Milo das Seil einhängen würde. Die Mädchen wagten sich nicht so weit vor, aber ihre Augen waren überall. Ein prächtiger Mäusebussard flog von der Fahrleitung auf, als sich der Stromabnehmer seinen gelben Füßen näherte. Etwa fünfzig Meter weiter vorn landete er wieder auf dem Fahrdraht. Fast bis zum Bahnhof ging das Spiel. Wahrscheinlich betrachtete der Bursche

das unkrautüberwucherte Gelände und die halbzerstörten Gebäude von Alt-Neumark als sein Jagdrevier, aus dem er sich auch nicht von einer Straßenbahn vertreiben lassen wollte. Erst als ich quietschend durch eine Kurve fuhr, drehte er ab in Richtung Tagebau und landete auf einem Gittermast.

Dieses beharrliche Spiel des Bussards erinnerte mich an eine Affenjagd. Irgendein kleiner Zirkus hatte einmal gleichzeitig Kindervorstellungen in Mücheln und Neumark. Da dieses Miniunternehmen nur einen Rhesusaffen besaß, wurde er, ohne dass eine Begleitung dabei gewesen wäre, per Straßenbahn zum jeweiligen Spielort transportiert, wo ihn ein Artist an der Haltestelle abholte. Der Affenkäfig wurde - zur Freude der Kinder - stets auf den Perron neben den Fahrschalter gestellt. An solch einem Tag verkauften die Schaffner mehr Fahrscheine, als sonst binnen einer Woche. Eines Tages war es dann passiert: Der Riegel des Käfigs war geöffnet und der Affe tummelte sich im Wageninneren, wo er am Klingelzug und an den Haltegriffen Kunststücke vorführte. Der Spaß hörte jedoch auf, als er einigen Frauen in die Frisuren geriet, die darauf kreischend durch den Wagen stoben. Da der Tumult immer größer wurde, hielt ich in Krumpa auf freier Strecke an und versuchte mit Betty, den Affen zu fangen, doch der war schneller als wir. Dann entdeckte Betty die Möhren im Einkaufsnetz einer Frau.

„Geh wieder vor und mache die Tür zu!“ sagte sie zu

mir. „Ich versuche, ihn zu locken!“

Sie nahm eine Möhre in die Hand, leckte genießerisch die Lippen und tat, als wolle sie abbeißen. Das war zu viel für den Affen. Er sprang ihr auf die Schulter und zog mit seiner kleinen, dunklen Hand an der Möhre. Blitzschnell packte ihn Betty am Nackenfell und steckte ihn in den Käfig. Die Fahrgäste klatschten Beifall. Als sie die Möhre zurückgeben wollte, winkte die Frau ab.

„Verdient hast du’s ja nicht“, sagte Betty, während sie vor dem Käfig kauerte und eine Grimasse schnitt. Doch dann kapitulierte sie vor den großen, bettelnden Augen und steckte die Möhre durchs Gitter.

„Würden Sie mir bitte den Topf abnehmen?“ sagte an der Haltestelle die Frau mit den dicken Brillengläsern. Ich stellte das Gefäß vorsichtig in eine Ecke und sagte:

„Hoffentlich schließt der Deckel, sonst ist in Merseburg nichts mehr drin!“

„Um Himmelswillen!“ antwortete lachend die Frau, „das ist ohnehin schon ein teures Nass.“

„Das kann man wohl sagen. - Haben Sie die ganze Zeit hier gewartet?“

Die Frau schüttelte den Kopf.

„Ach wo, ich war mal dort drüben.“

Sie zeigte auf einen Schreitbagger, der wie ein riesiger Vogel zwischen den Trümmern des ehemaligen Gutshauses stand.

„Sogar Bekannte hab ich getroffen. Die standen dort an der Böschung und suchten die Stellen, wo noch vor kurzem ihre Häuser und Gärten waren. Aber wenn man in dieses Riesenloch guckt, kann man sich das kaum noch vorstellen. Trotzdem tauchen in diesem Moment viele Einzelheiten aus dem Gedächtnis auf; ich kenne das, weil´s mir ähnlich erging: Immer wieder hab ich vor meinem geistigen Auge die alte Kastanie auf dem Dorfplatz gesehen, die Wasserpumpe, um die der Bäcker im Winter glühende Asche streute, damit sie nicht einfro, das alte Spritzenhaus, wo unterm Dach immer Schläuche zum Trocknen hingen, oder das Hufeisen, das irgend jemand über die Hoftür genag...-“

Ein lauter Knall erschütterte plötzlich die Luft, die Fensterscheiben klirrten. Feiner Sand rieselte auf das Wagendach, und von der Tagebaukante stieg eine dicke Staubwolke auf. Die Frau starrte mich mit großen Augen an:

„Mein Gott! Was war denn das?“

„Eine Sprengung im Tagebau“, antwortete ich und beobachtete einen Sicherheitsposten, der eine Flagge schwenkte und dann in ein Signalthorn blies. Die Frau konnte sich nicht beruhigen.

„Das ist ja richtig lebensgefährlich! Kommt das hier öfter vor?“

„In jüngster Zeit schon. Die Leute, die hier ausharren müssen, sind nicht zu beneiden.“

„Es ist schon ein Jammer“, sagte die Frau, während sie

ihre Brille zurechtrückte. „Seit langem wussten wir, dass wir eines Tages fortmüssen. Doch als es dann so weit war, hat uns das ganz schön zu schaffen gemacht. Es ist ja nicht nur die neue Umgebung - es sind vor allem die Menschen, mit denen man zurechtkommen muss.“

Je näher ich Körbisdorf kam, um so unruhiger wurde ich. Fast hätte ich einen Rangierer nicht bemerkt, der neben dem Bahndamm stand und winkte. „Bis zur Haltestelle hätte ich's nicht geschafft“, sagte er.



Körbisdorf. Rechts: Kaufmann Borschein, Denkmalsplatz, Bäckerei Mollnau. Links: ehemaliger Bauernhof Haring, später Fleischerei Stelling und zuletzt HO-Lebensmittel.

Sein Atem ging heftig; dicke Schweißperlen kullerten über seine Stirn. Nach einer Weile kramte er eine Zigarettenschachtel aus der Hosentasche, doch ich schüttelte den Kopf und sagte lächelnd:

„Nichtraucher, Kollege!“

Zwei Krähen suchten den Platz vor dem Gasthaus ab und äugten misstrauisch herüber, aber sie flogen nicht fort. Unter den Bratrosten schwelte noch Holzkohle, die manchmal Funken sprühte.

„Hmm“, machte der Rangierer und zog tief die Luft ein. „Da bekommt man ja Appetit! - Was feiern die denn hier?“

„Einen Polterabend“, antwortete ich mürrisch.

Der Rangierer sah mich von der Seite an.

„Bist wohl sauer, weil du wegen mir anhalten mußtest?“

„Unsinn! Ich habe nur über was nachgedacht. Außerdem ist das meine letzte Fahrt. Ein bisschen komisch ist einem da schon zumute.“

„Hast wohl was Besseres gefunden?“

Ich hob die Schultern.

„Ob Lokfahrer im Tagebau was Besseres ist, weiß ich noch nicht. Aber hier ist ja ohnehin bald Schluss.“

Der Rangierer nickte mehrmals und blickte zu einer prächtigen Pappel, die fast kahl war. Auf dem Rasen darunter lagen gelbe Blätter und abgebrochene Äste.

„Mitten in der schönsten Jahreszeit sterben hier die Bäume!“ sagte er. „Erst die Bäume, dann die Häuser - was bleibt, ist ein Loch, das immer größer wird.“

„Manchmal kann man diese Gegend hassen!“ sagte ich und schielte sehnsüchtig zum Gasthaus zurück - doch dessen Tür blieb zu. Drei zerzauste Hühner stoben zur Seite, als die Bahn über Kies rumpelte, der auf den Schienen lag. In panischer Angst verschwanden sie in einem

verwilderten Garten mit niedergerissenem Zaun. Die Trümmerberge, Kohlenstaubwolken und Häusergerippe passten so recht zu meiner Stimmung. Dem Rangierer schien es ähnlich zu ergehen.

„Guck’ sie dir noch mal richtig an!“ sagte er, auf die Zuckerfabrik zeigend. „Dauert nicht mehr lange, da wird sie gesprengt.“

„Gott, oh Gott!“ mischte sich die Frau ein. „Alles wird kaputt gemacht. Aber was wird mit der Geisel dort drüben?“

„Die wird verlegt, wenn der neue Damm fertig ist“, antwortete der Rangierer, indem er sich halb herumdrehte. Nachdenklich blickte ich zum ehemaligen Maschinenhaus hinüber, wo zwischen blauen Glockenblumen rote und weiße Rosen blühten. Auf einem Rasenstück daneben weideten Gänse. Der Kontrast zwischen dieser sterbenden Landschaft und der kleinen Idylle trieb meine Stimmung auf den Nullpunkt.

„Schlaf nicht ein!“ sagte Betty, die sich neben mich gestellt hatte und einen grauen Beutel zuschnürte, der die Tageseinnahme enthielt. „Heute erwartet uns bestimmt der Schnauzer am Depot, und da möchten wir schon pünktlich sein.“

„Wie kommst du darauf?“

Betty sah mich spöttisch an:

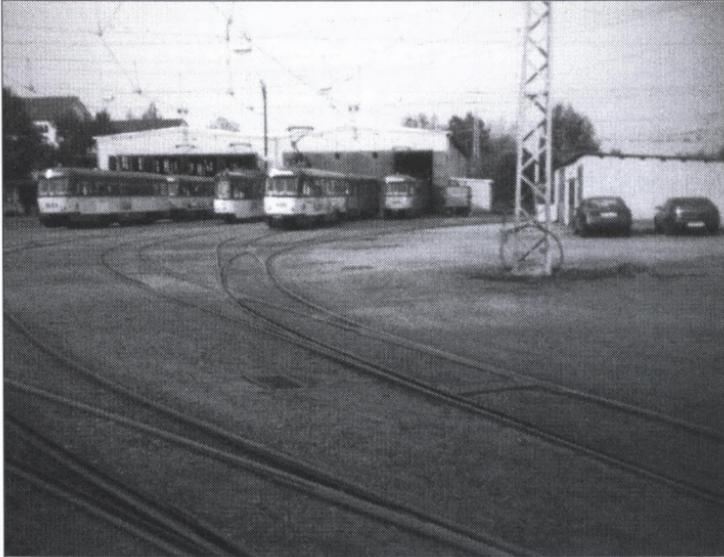
„Stell dich doch nicht dümmer, als du bist. Macht der das nicht immer, wenn einer seine letzte Runde dreht?“
Ich blickte auf die Uhr und fuhr schneller.

„Kommst du nachher mit?“ fragte ich sie.

Betty wiegte den Kopf.

„Eigentlich wollte ich heute in die Stadt.“

„Na komm schon“, drängte ich. „Schließlich haben wir uns etliche Jahre gegenseitig geärgert, aber auch manchen Spaß gehabt.“



Merseburg, der Betriebsbahnhof heute

Betty sah mich von der Seite an:

„Vor allem deine Weiber wirst du vermissen. In der E-Lok treiben sich bestimmt keine rum.“

„Bist du sicher?“ entgegnete ich grinsend. „Im Tagebau arbeiten ‘ne ganze Menge.“

Als ich um die Kurve an der Wagenhalle kam, überquerte gerade der Fahrbetriebsleiter das Gleis und ge-

sellte sich zu den Schaffnerinnen und Fahrern, die schon an der Haltestelle standen. Trotz der Hitze hatte er die Uniformjacke bis oben zugeknöpft, sein frischgewichster Schnauzbart glänzte in der Mittagssonne. Dass meine besten Kumpel mich verabschieden würden, hatte ich erwartet, aber mit so vielen hatte ich nicht gerechnet. Groß und stramm stand der Schnauzer unter ihnen und überragte sie alle.

„Wie ein Hirte mit seiner Herde“, sagte ich betont gleichmütig und versuchte, meine Verlegenheit zu verbergen. Vorschriftsmäßig wartete ich an der Haltestelle, dass mein Ablöser heraufkomme. Doch der hatte sich zu den anderen gestellt, die nun einen Halbkreis um den Fahrbetriebsleiter bildeten. Ich zog die Handbremse fest und blieb unschlüssig oben stehen.

„Kommen Sie schon herunter!“ forderte der Schnauzer mich auf.

Erst jetzt bemerkte ich einen Blumenstrauß und ein Buch in seinen Händen. Es war eine prächtige Chronik der Strecke Merseburg - Mücheln.

„Ich denke, bei Ihnen ist es gut aufgehoben“, sagte er, nachdem er ein paarmal geräuspert hatte. „Ich hab’s mal zum Dienstjubiläum bekommen!“

Dann folgten die üblichen Dankesworte und das anschließende Beifallsklatschen. Nun stieg auch mein Ablöser ein und läutete kräftig zum Abschied, während die Schaffnerin hinten winkte. Wehmütig blickte ich der Bahn nach, bis sie in der Pelzbergkurve verschwand.

ANMERKUNGEN



*Krumpa - Blick von einem der Aussichtspunkte
in den zukünftigen Geiseltalsee*

NACHWEIS ÜBER DIE VERWENDETEN FOTOS

„Dörfer-Kette“, Skizze	Interessen- und Förderverein Geiseltalsee e. V.
Triebwagen 649 A	VE Verkehrsbetriebe Halle, Okt. 1982
Merseburg-Süd, eigener Gleiskörper	Werner Gutjahr
Zwischen Merseburg und Kötzschen	ebendort
Gleisreste in Oberbeuna	ebendort
Runstedt, Ruinen	In: Das Geiseltal. 300 Jahre Braunkohlenbergbau. Braunsbedra und Mücheln 1998

Frankleben, Depot	Werner Gutjahr
Naundorf, Kirche	Privatbesitz Willy Kania, in: Als ich ein kleiner Junge war. Merseburger Anzeiger 7/1992, S. 11
Pfännerhaller Mammut	Nach einer Ansichtskarte des Landesamtes für Archäologie Sachsen-Anhalt, Landesmuseum für Vorgeschichte Sachsen.-Anhalt in Halle (S.)
Berggrutsch	Privatbesitz Siegfried Erdmann, in: Merseburger Anzeiger 48/1991, S. 5
Körbisdorf, Zuckerfabrik	In: Merseburger Land, Okt. 1955, S. 7
Benndorf	Privatbesitz Willy Kania, in: Merseburger Anzeiger 48/1991, S. 5
Neumark, Siedlung	Junkers Luftbild-Zentrale Leipzig N 21, Flughafen Mockau, vor 1930. Im Privatbesitz von Frau Ruth Feder, Leuna
Neumark, Dorf	In: Vergangenheit und Gegenwart. Das Geiseltal im Wandel der Zeit. Kalender für das Jahr 2001. MUEG Mitteldeutsche Umwelt- und Entsorgung GmbH.
Neumark, Kirche	Kirchengeschichte. Katholische Kirchen im Geiseltal. Auszug aus dem Buch 300 Jahre Braunkohlenbergbau im Geiseltal, Braunsbedra und Mücheln 1998. O. J. Pfarrer Wolfgang Funk

Geislröhlitz, Blauschmidts Gasthof	Nach einer alten Ansichtskarte
17. Juni 1953 in Halle (S.)	Hallmarkt Halle zwischen 13:00 und 14:00 Uhr; Herkunft unbekannt. Die Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR
Cämmeritz, Café-Garten	In: Das Geiseltal. 300 Jahre Braunkohlenbergbau (s. o.)
Lützkendorf 1911	ebendort
Lützkendorf 1920	ebendort
Lützkendorf, Gaststätte „Glück Auf“	ebendort
Krumpa 1932	ebendort
Möckerlinger Ansichten	ebendort
Zöbiger, Geschäftshaus Beyer	ebendort
Mücheln, Viadukt	Werner Gutjahr
Neumark, Brikettfabrik	In: Das Geiseltal. 300 Jahre Braunkohlenbergbau (s. o.)
Körbisdorf	ebendort
Merseburg, Betriebsbahnhof heute	Werner Gutjahr
Krumpa, Aussichtspunkt über dem Geiseltalsee	Werner Gutjahr

Wir danken der Stadtverwaltung Braunsbedra für die freundliche Unterstützung und die Genehmigung zum Abdruck ausgewählter Bilddokumente aus der o. g. Publikation.

Ebenso danken wir Frau Ruth Feder aus Leuna für die große Hilfe bei der Vorbereitung dieses Buches, vor allem dafür, dass sie uns Bildmaterial aus ihrem Privatbesitz zur Verfügung gestellt hat.

Unser besonderer Dank gilt dem Interessen- und Förderverein „Geiseltalsee“ e. V., der uns u. a. gestattete, die Übersichtskarte mit den „überbaggerten“ Dörfern nachzudrucken (Umschlagseite 3). Von ihm stammen auch die Informationen auf unserer letzten Seite. Dieser 1990 gegründete Verein (Vorsitzender ist der Dipl. LW Reinhard Hirsch), der sich für die Erhaltung, den Schutz und die Wiederherstellung der natürlichen, landschaftlich ausgewogenen Lebenssphäre von Mensch, Tier und Pflanze in den früheren Tageaugebieten des Geiseltals einsetzt und alle Aktivitäten fördert, die auf die Entstehung des GEISELTALSEES gerichtet sind, steht allen Interessenten offen und ist wie folgt zu erreichen: Geschäftsstelle: Geiseltalstraße 1, 06242 Braunsbedra; Postanschrift: Markt 1, 06249 Mücheln; Telefon: 03 46 33 - 41 302; Telefax: 03 46 33 - 41 272, E-mail: geschaeftsstelle@geiseltalsee-ifv.de.

16 Ortschaften mussten den Tagebauen weichen. Ca. 12.500 Einwohner wurden in die umliegenden Städte und Gemeinden umgesiedelt. Betroffen waren

im Jahr	die Gemeinde	mit einer Zahl an Haushalten von
1963/1966	Großkayna/Kleinkayna einschließlich Roßbach	528
1929/1931	Runstedt	338
1954/1957	Naundorf	151
1957/1958	Körbisdorf	170
1956/1957	Wermsdorf	60
1953/1954	Benndorf	345
1956/1957	Zützschdorf	41
1963/1966	Neumark/	240
1968/1975	Kolonie Neumark/	60
1968/1975	Neumark-Ost	55
o. A.	Petzkendorf	o. A.
1967	Geiseltal	86
1966/1967	Kämmeritz	25
1961/1963	Lützkendorf und Kruppa	272
1962/1964	Möckerling	258
1964/1968	Neubiendorf	263
1968/1975	Zorbau/ Zöbigker/ Eptingen	576

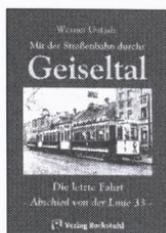
(nach Informationen des Interessen- und Fördervereins Geiseltalsee e. V.)



Unter dem Titel „Mit der Straßenbahn durchs Geiseltal“ lässt Autor Werner Gutjahr, einst selbst Straßenbahnfahrer auf der besagten Linie, das bewegte und bewegende Bild einer geschichtlichen Epoche unseres Landstrichs lebendig werden. Es handelt sich dabei um eine halb dokumentarische, halb fiktionale Geschichte (der Autor nennt sie in Anlehnung an Konstantin Paustowski „dokumentarische Prosa“), in der die Erlebnisse eines Straßenbahnfahrers beschrieben sind, der Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein letztes Mal vor seinem Arbeitsstellenwechsel seine Tram die Überlandstrecke zwischen Merseburg und München fährt, entlang all jener Dörfer, die es bald nicht mehr geben wird, weil sie der Braunkohle weichen müssen. Naundorf, Körbisdorf, Benndorf, Neumark, Geisleröhltitz, Kämmeritz, Möckerling ... Anschaulich berichtet der Erzähler über die Sorgen und Nöte der von der Umsiedlung betroffenen Menschen und jener Orte, in denen sie lebten.

*Autorenporträt aus der 1. Auflage 2002
(Verlag Doris Mandel)*

Weitere Bücher von Werner Gutjahr erschienen im Verlag Rockstuhl



Mit der Straßenbahn durchs Geiseltal

Taschenbuch, 98 Seiten, 33 Abbildungen

ISBN 978-3-934748-37-8



Der Mutz – Fabeltier in Geschichten und Märchen –

Taschenbuch, 50 Seiten, 47 Abbildungen

ISBN 978-3-86777-015-6



Rund um den Geiseltalsee

Taschenbuch, 92 Seiten, 78 Abbildungen

ISBN 978-3-86777-312-6



Abenteuer am Gartenteich

Illustratorin: Monica Schön

Taschenbuch, 62 Seiten

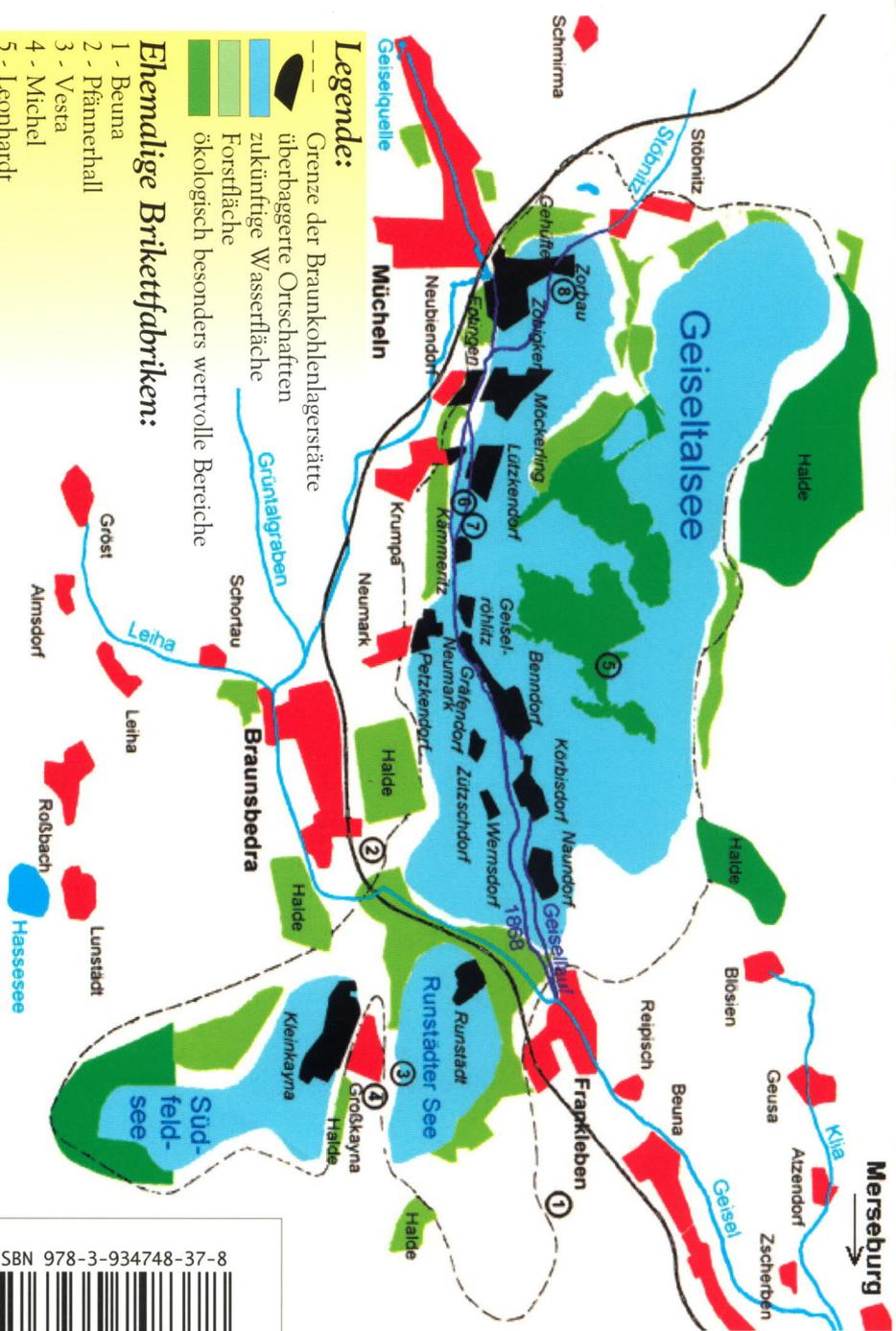
ISBN 978-3-86777-163-4



Doctor Johann G. Faustus

Taschenbuch, 90 Seiten, 10 Abbildungen

ISBN 978-3-86777-497-0



Merseburg

ISBN 978-3-934748-37-8



9 783934 748378

www.verlag-rockstuhl.de